

## Bemerkungen zur gegenwärtigen Realismus-Diskussion

FRANZ VON KUTSCHERA

Universität Regensburg

In den letzten Jahren ist eine Reihe von Arbeiten erschienen, vor allem von M. Dummett, N. Goodman und H. Putnam, die die Diskussion des Realismus neu belebt haben. Im folgenden möchte ich mich mit den Grundgedanken dieser Arbeiten kritisch auseinandersetzen und zeigen, daß sie den Realismus zwar nicht widerlegen, aber doch für eine bescheidenere Formulierung seiner Behauptungen sprechen.

### I *Ontologischer und semantischer Realismus*

Die Wörter „Realismus“ und „realistisch“ werden in der Philosophie äquivok verwendet. Die erste Voraussetzung einer sinnvollen Diskussion realistischer Thesen ist daher ihre Unterscheidung. In unserem Zusammenhang sind vor allem zwei Thesen von Interesse:

#### 1. *Der ontologische Realismus*

Seine Grundthese ist:

OR: *Es gibt eine Wirklichkeit, die in ihrer Existenz wie Beschaffenheit unabhängig ist von der Existenz und Beschaffenheit menschlicher Erfahrungen, Denkformen und Annahmen.*

Da man unter „Wirklichkeit“ eine Menge von Tatsachen verstehen kann (die gewisse Vollständigkeitsbedingungen erfüllt), besagt das: Es gibt Sachverhalte, deren Bestehen unabhängig vom Bestehen von Sachverhalten des menschlichen Erfahrens, Glaubens, Denkens etc. ist. Wir wollen die ersteren Sachverhalte hier als „objektiv“, die letzteren als „subjektiv“ bezeichnen. Objektive Sachverhalte sollen sich also auf eine äußere Realität beziehen, subjektive auf die seelisch-geistige. Die These OR läßt nun verschiedene Deutungen zu, da die Unabhängigkeit der objektiven von den subjektiven Sachverhalten in stärkerem oder schwächerem Sinn verstanden werden kann. Ist O die Menge der objektiven, S die Menge der subjektiven Sachverhalte, so kann man z. B. sagen:

O und S sind unabhängig voneinander genau dann, wenn jede konsistente Teilmenge von S mit jeder konsistenten Teilmenge von O analytisch verträglich ist.<sup>1</sup> Eine sehr viel schwächere Version der These OR ergibt sich hingegen, wenn man die Unabhängigkeit so versteht, daß sich nicht alle Sätze, die Sachverhalte aus O ausdrücken, in solche übersetzen lassen, die Sachverhalte aus S ausdrücken. Die Negation dieser schwachen These entspricht in etwa dem Phänomenalismus – genauer wäre hier freilich S als Menge der Sachverhalte des Erfahrens, Glaubens, Denkens etc. ein und derselben Person zu bestimmen. Neben diesen beiden Deutungen von Unabhängigkeit gibt es noch andere. Die erste der beiden angegebenen Deutungen von OR läßt sich z. B. noch dadurch verstärken, daß man auch ausschließt, daß es Aussagen über Wahrscheinlichkeitskorrelationen zwischen Sachverhalten aus S und solchen aus O gibt, die analytisch gelten. Diese Position, die also jegliche analytischen Beziehungen zwischen Sachverhalten aus O und solchen aus S leugnet, wollen wir als *starken ontologischen Realismus* bezeichnen – synthetische, insbesondere empirische Beziehungen werden damit natürlich nicht ausgeschlossen. In diesem Sinn wird die These OR zwar oft verstanden, sie hat dann aber eine Skepsis bzgl. der Erkennbarkeit der Außenwelt zur Folge, wie die Diskussion von Descartes bis Kant zeigt:<sup>2</sup> Der Anspruch einer Erkennbarkeit dieser Welt läßt sich nur dadurch rechtfertigen, daß jedenfalls gewisse Beobachtungsverfahren uns in der Regel zuverlässige Auskunft über das Bestehen objektiver Sachverhalte geben. Die Aussage über die Zuverlässigkeit solcher Beobachtungsverfahren muß aber dann nach Kants Argument in der *Kritik der reinen Vernunft* (B 166ff.) apriorisch gelten. Andernfalls könnte es zwar zufällig oder durch eine Art prästablierter Harmonie empirische Erkenntnis (im schlichten Sinn wahrer Überzeugungen) geben, aber diese Korrelation zwischen Überzeugungen und objektiven Tatsachen ließe sich für uns nicht feststellen. Kant nimmt synthetisch-apriorische Korrelationen an, es gibt aber auch analytische. Der Sinn des Prädikats „rot“ ist z. B. wesentlich dadurch bestimmt, daß wir in der Regel rote Dinge als rot empfinden. Daß mir ein Objekt als rot erscheint ist also ein guter Grund, es für rot zu halten, selbst wenn er allein die Richtigkeit dieser Annahme nicht garantiert. Zweitens ist die Welt, wie sie uns in der Erfahrung begegnet, die „ansicheste“, von der wir sinnvoll reden können. Unsere normale Unterscheidung Wirklich–Nichtwirklich verläuft im Bereich des Erfahrbaren und eine andere läßt sich nicht spezifizieren. Unsere Begriffe beziehen sich, wie Kant betonte, auf den Bereich des Erfahrbaren, so daß wir auch keine sinnvollen Aussagen über eine prinzipiell unerfahrbare Realität machen können, und wie schon Berkeley bemerkte, hätte die Annahme einer solchen Realität

auch keinen Erklärungswert, da wir nicht sagen könnten, was in ihr welche Erfahrungen bewirkt. Die Welt, über die wir allein sinnvoll reden können, ist die Welt, wie sie sich uns in unserer Erfahrung zeigt, und die Sachverhalte dieser Welt sind nicht völlig unabhängig von den subjektiven Sachverhalten des Erfahrens. Der starke ontologische Realismus ist also zwar in dem Sinn nicht widerlegbar, als es logisch möglich ist, daß es eine bewußtseinsunabhängige Welt gibt, wie er sie annimmt, aber diese Möglichkeit bleibt für uns so irrelevant und funktionslos wie Kants Ding an sich.<sup>3</sup>

## 2. Der semantische Realismus

Die realistische Sprachtheorie geht davon aus, daß es eine sprachunabhängige Realität gibt und daß die (deklarative) Sprache ein Instrument zu ihrer Beschreibung ist. Sie versteht Referenz und Wahrheit als Beziehung zwischen sprachlichen Ausdrücken und dieser Realität. Sprachunabhängigkeit ist von Bewußtseinsabhängigkeit im Sinn des ontologischen Realismus zu unterscheiden: die sprachunabhängige Realität kann z. B. auch eine Welt von Vorstellungen, Gedanken und Gefühlen sein, so daß selbst ein ontologischer Idealist ein semantischer Realist sein kann. Bezeichnet man also das, was von einer Sprache oder auch von allen möglichen Sprachen unabhängig ist, wieder als „objektiv“, so hat dieses Wort einen anderen Sinn als im Kontext des ontologischen Realismus. Wir machen diese Unterscheidung terminologisch dadurch deutlich, daß wir das, was unabhängig von einer Sprache  $L$  ist, als „objektiv<sub>L</sub>“ bezeichnen. Ein semantischer Realismus bzgl.  $L$  besagt also

SR: *Die Namen von  $L$  bezeichnen objektiv<sub>L</sub> reale Objekte, die Prädikate von  $L$  drücken objektive<sub>L</sub> Attribute dieser Objekte aus und die Sätze von  $L$  entsprechend objektive<sub>L</sub> Sachverhalte.*

### Die Tarskische Wahrheitskonvention

T: *Ein (Aussage-)Satz  $A$  einer Sprache  $L$  ist genau dann wahr, wenn der Sachverhalt besteht, den  $A$  in  $L$  ausdrückt,*

gibt den normalen Sinn des Wortes „wahr“ wieder. Sie ist sowohl mit einer realistischen wie einer nichtrealistischen Semantik verträglich. Man bezeichnet sie auch als *Redundanztheorie* der Wahrheit, da sich nach ihr das Wort „wahr“ in allen Kontexten eliminieren läßt und die Aussage „Der Satz  $A$  ist wahr“ nichts anderes besagt als  $A$  selbst. Erst durch eine Verbindung mit einem semantischen Realismus ergibt sich

aus  $T$  ein realistischer Wahrheitsbegriff, wie ihn die *Korrespondenztheorie* verwendet: Ist der durch  $A$  in  $L$  ausgedrückte Sachverhalt objektiv<sub>L</sub>, so hängt sein Bestehen nicht von den Regeln von  $L$  ab. Die Wahrheit eines Satzes von  $L$  ist also eine Sache der semantischen Regeln von  $L$  (die sagen, welchen Sachverhalt ein Satz  $A$  von  $L$  ausdrückt) und der Tatsachen, die unabhängig von  $L$  bestehen. Sehen wir von analytischen Aussagen ab, so gibt es also Wahrheitskriterien für die Sätze, die unabhängig von  $L$  sind.

Was unter einer „Sprachabhängigkeit“ zu verstehen ist, läßt sich am besten aus der linguistischen Relativitätsthese ersehen, wie sie zuerst  $W.$  von Humboldt formuliert hat. Danach ist die Sprache das universelle Werkzeug des Begreifens: Begriffe werden erst mit sprachlichen Unterscheidungen, mit der Einführung von Prädikaten und der Festlegung ihrer Verwendung gebildet und da alle Erfahrung immer schon begriffliche Bestimmungen des Erfahrenen enthält, ist die Welt, über die wir in einer Sprache reden und die wir mit ihren Begriffen erfassen nicht unabhängig von ihr. Sprache ist also kein bloßes Beschreibungsmittel, wie der semantische Realismus annimmt, sondern ein Mittel zur Bestimmung der Gegenstände. Zugespitzt sagt man auch: Bestimmte Objekte und Attribute gibt es nur relativ zu einer Sprache: die gegenständliche Welt wird durch die Sprache konstituiert, ihre ontologische Struktur ist eine Projektion der Grammatik unserer Sprache. Während also für den semantischen Realismus die Realität vorgegeben ist und eine Sprache über ihr interpretiert wird durch Angabe von Referenz- und Wahrheitsbedingungen, ist nach dieser radikalen Version der Relativitätsthese umgekehrt die Sprache primär gegenüber der gegenständlichen Welt. In einer bescheideneren Formulierung besagt sie hingegen lediglich, daß eine Sprache nicht nur ein Beschreibungsmittel für eine ohne sie bestimmbare Realität ist, sondern ein Instrument für eine differenziertere Erfassung der Welt. Dann wird man sagen, daß verschiedene Sprachen zwar über dieselbe Welt reden, so daß die Welt selbst nichts ist, was von einer Sprache abhängt, daß sich mit (in Vokabular und Grammatik) hinreichend verschiedenen Sprachen aber deutlich verschiedene Weltansichten verbinden können.

Über Argumente für oder gegen den semantischen Realismus ist erst im Zusammenhang mit den Erörterungen einschlägiger Arbeiten zu reden. Unabhängig von den dort vorgebrachten Argumenten läßt sich aber zunächst folgendes sagen: Die linguistische Relativitätsthese betont zurecht, daß wir viele Unterscheidungen erst mit der Sprache erlernen, daß Erfahrungen zum großen Teil begriffliche Bestimmungen des Erfahrenen enthalten und es kaum möglich ist, das in einer Erfahrung „unmittelbar Gegebene“ von seiner begrifflichen Deutung zu trennen. Da

Begriffe Bedeutungen von Prädikaten sind, ist Sprache also nicht nur ein Instrument des Beschreibens, sondern auch des Bestimmens von Realität. Diese Einsicht wird aber in radikalen Formulierungen der Relativitätsthese übertrieben, ähnlich wie im Idealismus die Einsicht, daß unsere Erfahrungen nicht nur von der Außenwelt bestimmt werden, sondern auch von subjektiven Faktoren wie der Organisation unseres Wahrnehmungs- und Denkkapparats sowie von unseren Erwartungen abhängen. Beidesmal wird die Abhängigkeit eines Resultats von zwei Faktoren in die Abhängigkeit von nur einem Faktor umgedeutet, so daß der zweite als Funktion des ersten erscheint – die Welt als Produkt des Bewußtseins bzw. der Sprache. Wären alle Unterscheidungen sprachlich vermittelt, so könnten wir aber keine Sprache erlernen, und da wir mit der Sprache in der Welt orientieren wollen, müssen die sprachlichen Unterscheidungen sachlichen Unterschieden entsprechen. Die These: „Nur in einer Sprache können wir über eine Welt reden“, ist trivial, da man eben nur in einer Sprache über etwas reden kann. Die These: „Nur mit sprachlichen Mitteln läßt sich die Welt begrifflich bestimmen“, ist ebenfalls trivial, wenn man Begriffe als Prädikatbedeutungen ansieht. Die These, nur mit einer Sprache könnten wir Tatsachen, Gegenstände und ihre Attribute erfassen, ist hingegen falsch. Ein radikaler linguistischer Relativismus würde in letzter Konsequenz dazu führen, daß das Bestehen oder Nichtbestehen des Sachverhalts, den ein Satz ausdrückt, von den Regeln der Sprache abhängt, also alle Sätze analytisch sind, so daß sich mit ihnen nichts mehr über die Welt aussagen ließe.

Ontologischer und semantischer Realismus sind also insofern unabhängig voneinander als auch der ontologische Idealist einen semantischen Realismus vertreten kann und ein ontologischer Realismus keinen semantischen Realismus impliziert. Die Verbindung von ontologischem Realismus und einer antirealistischen Deutung der Sprache ergibt freilich die These, daß wir über die objektive Welt nicht reden können. Nach dem Argument Berkeleys, nichts anzunehmen, worüber man prinzipiell nicht reden kann, ist diese Verbindung also wenig überzeugend. Oft wird aber auch der semantische Realismus mit einem ontologischen verbunden, die sprachunabhängige Realität also als bewußtseinsunabhängig gedeutet. Eine solche Verbindung stellt z. B. H. Putnam in seinem Begriff des „metaphysischen Realismus“ her – wir gehen darauf noch ein. Das ist aber nicht unproblematisch, da dann Argumente gegen den ontologischen Realismus leicht als Argumente gegen einen semantischen Realismus mißdeutet werden.

## II Dummetts Charakterisierung und Kritik der realistischen Semantik

M. Dummett hat in (1963) den semantischen Realismus bzgl. einer deklarativen Sprache  $L$  durch die Annahme der unbeschränkten Geltung des Bivalenzprinzips für die Sätze von  $L$  charakterisiert. Dabei faßt er die Sprachunabhängigkeit der Realität, die  $L$  beschreibt, als Objektivität etwa im Sinne des ontologischen Realismus auf, wobei aber nicht nur die physische Außenwelt gemeint ist, sondern auch die Welt der Begriffe, Mengen und Zahlen, wie sie der Platonist versteht – genauer wird das nicht erläutert. Der Gedanke ist: Drücken die Sätze von  $L$  objektive Sachverhalte aus, so ergibt sich nach T das Bivalenzprinzip, wenn man die plausible Annahme macht, daß solche Sachverhalte entweder bestehen oder nicht bestehen. Dummett meint nun, daß auch die Umkehrung gelte: Nimmt man für  $L$  die unbeschränkte Geltung des Bivalenzprinzips an, so muß ein Satz auch dann wahr sein können, wenn seine Wahrheit für uns nicht feststellbar ist: der Wahrheitsbegriff muß also der korrespondenztheoretische sein, der ist aber nur sinnvoll bei Annahme einer objektiven Realität.

Dazu ist zu sagen: Erstens ergibt sich aus der Objektivität der Sachverhalte noch nicht, daß alle Sätze von  $L$  entweder wahr oder falsch sind. Wir verstehen z. B. die deutsche Sprache durchaus realistisch, obwohl nicht all ihre Prädikate für alle Objekte erklärt sind und manche Sätze mit Präsuppositionen verbunden sind, so daß sie keinen Wahrheitswert haben, falls die nicht erfüllt sind. Solche Wahrheitswertlücken besagen noch nicht, daß die Sprache nicht realistisch gedeutet ist. Zweitens impliziert die Geltung des Bivalenzprinzips für die Sätze von  $L$  nicht, daß  $L$  realistisch gedeutet ist. Gibt man z. B. eine entscheidbare Menge  $M$  von Atomsätzen einer prädikatenlogischen Sprache  $L$  an, legt fest, daß genau die Atomsätze aus  $M$  wahr sein sollen, und ersetzt die übliche Regel für den Wahrheitswert von Allsätzen durch die Festlegung, der Allsatz  $AxA[x]$  solle genau dann wahr sein, wenn die Sätze  $A[a]$  für alle Gegenstandskonstanten  $a$  wahr sind, so gilt das Bivalenzprinzip, ohne daß überhaupt eine Interpretation von  $L$ , geschweige denn eine realistische vorliegt: Keiner Gegenstandskonstanten wird ein Bezug zugeordnet, keinem Prädikat ein Umfang, also auch keinem Satz eine Bedeutung. Nun sagt Dummett einschränkend, daß die Geltung des Bivalenzprinzips nur dann eine realistische Deutung von  $L$  impliziere, wenn nicht alle Sätze von  $L$  entscheidbar sind. Diese Bedingung ist aber auch erfüllt, wenn die Menge  $M$  nicht entscheidbar ist.

Zu einer realistischen Deutung gehört also in jedem Fall die Angabe des Bezugs der (einfachen) Namen und (bei extensionalen Interpretationen) des Umfangs einfacher Prädikate. Daher gibt Dum-

mett in (1982) auch drei notwendige Bedingungen für eine realistische Deutung der Sprache  $L$  an:<sup>4</sup> (a) Geltung der Bivalenz, (b) Wahrheitsbedingungen, die im Sinn der Korrespondenztheorie auf das Bestehen, nicht aber auf die Feststellbarkeit des Bestehens der ausgedrückten Sachverhalte Bezug nehmen, und (c) die Deutung aller einfachen Terme als Namen für objektive Entitäten. Nun setzt aber (b) voraus, daß (c) gilt, denn sonst würden die Sätze von  $L$  keine objektiven Sachverhalte ausdrücken, und aus (b) folgt auch (a) (mit dem Prinzip, daß alle objektiven Sachverhalte, die durch Sätze von  $L$  ausgedrückt werden, bestehen oder nicht bestehen). Da die Bedingungen (a) bis (c) wohl für eine realistische Deutung von  $L$  hinreichen sollen, wäre also (b) allein schon das Kriterium für eine solche Deutung. Die Forderung der Bivalenz ist also überflüssig. Sieht man von Phänomenen wie nichterfüllten Präsuppositionen und unvollständig definierten Prädikaten ab und akzeptiert man, daß alle Sachverhalte, die durch Sätze von  $L$  ausgedrückt werden, entweder bestehen oder nicht bestehen, so kann man die Bivalenz zwar als notwendige Bedingung für das Vorliegen einer realistischen Deutung ansehen, sie ist aber dafür nicht hinreichend.

Dummett hat nun in (1959) und (1975) eine Reihe von Einwänden gegen die realistische Semantik vorgebracht. Die wichtigsten sind folgende:

1) Schreibt man „ $W(A)$ “ für „Der Satz  $A$  ist wahr“ und ist  $A$  der durch den Satz  $A$  ausgedrückte Sachverhalt, so kann man die Tarski-Konvention  $T$  so formulieren:  $W(A)$  gdw.  $A$ . Diese Bestimmung ist nach Dummett unhaltbar. Denn ist  $A$  ein Satz, der eine nichtreferierende Kennzeichnung enthält, so hat  $A$  keinen Wahrheitswert, ist also nicht wahr, der Satz  $W(A)$  ist also falsch und hat daher einen anderen Wahrheitswert als  $A$ .

Dieses Argument ist unbrauchbar. Wird „wahr“ durch  $T$  erklärt, so kann man das Wort nicht außerdem noch unabhängig von  $T$  festlegen, wie Dummett das tut, wenn er sagt, Sätze mit nichtreferierenden Kennzeichnungen seien weder wahr noch falsch. Man kann nur sagen: Es läßt sich weder  $A$  noch *nicht- $A$*  behaupten, so daß man nach  $T$  auch weder den Satz  $W(A)$  noch *nicht- $W(A)$*  behaupten kann.<sup>5</sup>

2) Um  $T$  zu verstehen, muß man den Ausdruck „genau dann, wenn“ verstehen. Der wird aber in der klassischen, realistischen Deutung durch Wahrheitsbedingungen erklärt, in denen schon von „Wahrheit“ die Rede ist, kann also den Gebrauch von „wahr“ nicht erklären.

Auch das ist unhaltbar, denn  $T$  setzt natürlich das Verständnis der Sprache voraus, in der diese Konvention formuliert ist. Die Forderung, die bei einer sprachlichen Erklärung verwendeten Sprache erst selbst zu erklären, würde sicherlich zu einem unendlichen Regress führen, aber

sie ist auch unsinnig. Man kann die Semantik der Sprache, in die das Wahrheitsprädikat eingeführt werden soll, auch ohne seine Verwendung formulieren.

3) Eine Wahrheitsbedingungssemantik ist nicht mit T verträglich, denn wenn man schon die Bedeutung von  $A$  im Definiens von T durch Bedingungen für die Wahrheit von  $A$  festlegt, kann man den Wahrheitsbegriff nicht erst durch T definieren.

Das ist sicher richtig. Solange man nicht weiß, was „wahr“ bedeutet, kann man aus den Bedingungen für die Wahrheit eines Satzes nichts über seinen Sinn entnehmen, ebensowenig wie aus der Bestimmung: „Der Satz  $A$  ist bazetisch genau dann, wenn Fritz lacht“. Bei einer Erklärung der Sätze der Objektsprache durch Wahrheitsbedingungen kann T also nicht mehr den Status einer Definition haben. Man kann dann nur zeigen, daß T aufgrund der Wahrheitsbedingungen allgemein gilt.

4) In (1975) geht Dummett von dem Prinzip aus, der Sinn eines Satzes spiegle sich vollständig in seinem Gebrauch: Gebe es keinen Unterschied im Gebrauch zweier Sätze, so auch keinen Sinnunterschied. Danach besteht also eine eineindeutige Entsprechung zwischen Sinn und Gebrauch. Wird nun der Sinn eines Satzes realistisch durch Wahrheitsbedingungen festgelegt, die sich auf das Bestehen oder Nichtbestehen objektiver Sachverhalte beziehen, so ergibt sich im Gegensatz zu diesem Prinzip eine Divergenz zwischen Satzgebrauch und Satzsinne: Ist das Bestehen des Sachverhaltes, den ein Satz  $A$  ausdrückt, nicht entscheidbar, so kann  $A$  weder behauptet noch verneint werden. Im Gebrauch spiegeln sich nur jene Bedingungen für die Wahrheit oder Falschheit eines Satzes, die entscheidbar sind.

Nun fehlt bei Dummett jede Erklärung des notorisch mehrdeutigen Wortes „Gebrauch“, die das Prinzip von der Korrespondenz von Sinn und Gebrauch plausibel machen würde. Ist es der faktische oder der korrekte Gebrauch, ist es der nach den Regeln der Sprache mögliche Gebrauch oder besteht er in den vorkommenden Gebrauchsinstanzen? So bleiben Fragen offen wie: Ist der Gebrauch aller Tautologien (und damit ihr Sinn) derselbe? Haben Sätze, die tatsächlich nicht verwendet werden (weil sie z.B. zu lang sind) keinen Sinn? Ferner besteht der Gebrauch eines Satzes  $A$  nicht nur in seiner Bejahung oder Verneinung in bestimmten Situationen, sondern er wird auch in Kontexten gebraucht, wie in Behauptungen von  $A \supset B$  oder „Hans glaubt, daß  $A$ “. Es kann aber sein, daß wir wissen, daß  $B$  aus  $A$  folgt, obwohl weder  $A$  noch  $B$  entscheidbar sind. Auch nichtentscheidbare Bedingungen für die Wahrheit oder Falschheit eines Satzes können so seinen Gebrauch bestimmen.

Dummett zieht aus diesen Überlegungen den Schluß, der realistische Wahrheitsbegriff sei durch jenen der begründeten Behauptbarkeit zu ersetzen, die Deutung von Sätzen durch Bedingungen ihrer Wahrheit durch eine Deutung mithilfe von Bedingungen für ihre begründete Behauptbarkeit. Auch dieser Vorschlag ist kaum haltbar: Erstens ist die Begründung eines Satzes eine Begründung seiner Wahrheit im normalen Sinn: Begründe ich einen Satz, so zeige ich, daß er wahr ist, nicht, daß er begründet behauptbar ist. Zweitens bleibt der Begriff der Begründung bei Dummett ebenso unklar wie der Gebrauchsbegriff. Ist Begründung immer Begründung mithilfe anderer Sätze oder begründet auch die Tatsache, daß mir sein Inhalt evident ist, einen Satz? Im ersten Fall wird die Klasse der Sätze, für die wir Wahrheit beanspruchen können, erheblich eingeschränkt, im zweiten Fall wird der Wahrheitsbegriff subjektabhängig, da Evidenzen immer subjektive Gründe für die Annahme eines Satzes sind. Sind Begründungen immer deduktiv oder können sie auch induktiv sein? Im letzteren Fall kommen wir wieder zu einem subjektiven Wahrheitsbegriff, im ersteren wird der Bereich des Begründbaren abermals stark eingeschränkt. Drittens kann man glauben, daß ein Satz wahr ist, ohne zu glauben, daß er begründbar ist. Viertens ist der Begriff begründeter Behauptbarkeit und damit Dummetts Wahrheitsbegriff zeitabhängig: Man kann heute, aufgrund unserer Informationen, Theorien und Begründungsmethoden vieles begründet behaupten, was man vor 100 Jahren nicht begründet behaupten konnte, es gibt aber auch manches, was man früher begründet behaupten konnte, heute aber nicht mehr (z.B. eine Aussage über die Haarfarbe von Sokrates). Wahrheit als begründete Behauptbarkeit ist also personen- und zeitabhängig, und das entspricht nicht dem normalen Wahrheitsbegriff.

Diese Probleme spricht Dummett zwar zum Teil an, löst sie aber nicht. Einen Lösungsvorschlag werden wir mit dem internen Realismus von Putnam kennenlernen. Bis dahin bleibt es zunächst dabei: Wahrsein ist etwas anderes als begründete Behauptbarkeit.

### III *Goodmans ontologischer Relativismus*

N. Goodman hat in mehreren Aufsätzen wie z.B. (1960) und (1975) und dann vor allem in beiden letzten Kapiteln von (1978) einen ontologischen Relativismus entwickelt.<sup>6</sup> Er will zeigen, daß es nicht eine einzige Realität gibt, sondern daß der Begriff der Realität immer relativ zu einer Sprache und einer in dieser Sprache formulierten Theorie zu bestimmen ist, als Realität, wie sie die Theorie charakterisiert.

In (1975) geht Goodman von der Tatsache aus, daß es verschiedene Ansichten, Beschreibungen, Theorien und Darstellungen der Welt gibt,

und zwar nicht nur von verschiedenen Ausschnitten der Realität, sondern auch vom selben Ausschnitt. Es gibt konkurrierende Theorien, die wir als gleichberechtigt und gleichermaßen wahr ansehen, obwohl sie die Realität unterschiedlich charakterisieren. Da sie gleichberechtigt sind, kann man keine Gründe dafür angeben, *die* Welt sei so wie sie eine bestimmte von ihnen darstellt. Und da man *die* Welt nicht charakterisieren kann, ohne eine dieser Theorien zu benutzen, bleibt nach Goodman nur übrig, von einer Pluralität von Welten zu reden, von denen eine ebenso wirklich ist wie die andere.

Goodman illustriert das an zwei Beispielen: Die Sätze

- a) *Die Erde bewegt sich um die Sonne,*
- b) *Die Sonne bewegt sich um die Erde,*

die in verschiedenen Theorien der Planetenbewegung gelten, widersprechen einander. Diesen Widerspruch kann man beheben, indem man den Bezug auf die verschiedenen Beschreibungs- (oder Bezugs-)Systeme deutlich macht und sagt:

- a') *Im heliozentrischen System gilt (a).*
- b') *Im ptolemaischen System gilt (b).*

(a') und (b') sagen aber im Gegensatz zu (a) und (b) nichts über die Bewegung oder Ruhe der Erde aus, sofern nicht hinzugefügt wird, welches System das richtige ist – aber da sie gleich richtig sind, bleibt es dann beim Widerspruch. Auf die Frage, ob denn die Erde an sich („objektiv“) ruht oder sich bewegt, gibt es so keine Antwort. Sagt man hingegen:

- a'') *Die Erde rotiert relativ zur Sonne.*
- b'') *Die Sonne rotiert relativ zur Erde.*

so ist der Widerspruch zwar ebenfalls beseitigt, aber es wird wiederum nichts über die „objektive“ Bewegung oder Ruhe der Erde gesagt. Hier könnte man nun sagen: Das „objektive“ Faktum ist die relative Bewegung, die Beschreibung mit einem bestimmten Bezugssystem, das festlegt, was als ruhend angesehen wird, ist Sache der Konvention. Aber das funktioniert im folgenden zweiten Beispiel nicht mehr:

- c) *Punkte sind Paare von Geraden.*
- d) *Punkte sind keine Paare von Geraden.*

(c) gilt in einer Geometrie  $G_1$ , die nur Gerade als Elemente des Grundbereichs annimmt und Punkte etwa als Paare von horizontalen und vertikalen Geraden definiert, (d) gilt in einer Geometrie  $G_2$ , die nur Punkte annimmt und Gerade als bestimmte Punktmenge definiert. Goodman

sagt zurecht, es gebe keinen Grundbereich, in dem sowohl (c) wie (d) gelten: Enthält er sowohl Punkte wie Geraden, so gilt z.B. (c) nicht. Daher beziehen sich (c) und (d) nach Goodman auf zwei verschiedene Welten. Man kann hier nicht von beschreibungsneutralen Objekten und Fakten reden und sagen,  $G_1$  und  $G_2$  seien verschiedene Beschreibungen derselben Realität, etwa des zweidimensionalen Raums, denn die Eigenschaften, aus Punkten oder aus Geraden zu bestehen sind theorienrelativ, kommen also nicht dem Raum selbst zu. Was soll aber die Rede von der „objektiven“ Beschaffenheit und Struktur des Raums, wenn es nicht einmal möglich ist, zu sagen, aus welchen Objekten er „objektiv“ besteht?<sup>7</sup> Man kann keine der beiden Geometrien  $G_1$  und  $G_2$  oder eine andere mit vernünftigen Gründen als die richtige auszeichnen. Sie sind gleichberechtigt, da es eine Definition der Grundterme von  $G_1$  durch solche von  $G_2$  gibt, mit denen sich  $G_1$  und  $G_2$  reduzieren läßt, und umgekehrt, und diese wechselseitige Reduzierbarkeit impliziert auch, daß  $G_1$  und  $G_2$  nicht Theorien verschiedener Realitätsausschnitte sind.

Zur Kritik des ersten Beispiels ist zu sagen: Bewegung ist immer Bewegung relativ zu einem Bezugssystem. Das Beispiel ist also nicht relevanter als die sophistische „Paradoxie“: „Fritz ist groß (relativ zu Hans) und Fritz ist klein (relativ zu Max)“. Bewegung ist ein relativer Begriff, so daß sich (a) und (b) nicht widersprechen. Der Einwand, die Sätze (a') und (b'), bzw. (a'') und (b'') besagten nichts über die *tatsächliche* Bewegung ist ähnlich intelligent wie der Einwand, der Satz „Fritz ist größer als Hans“ besage nicht, ob denn nun Fritz wirklich groß sei. Interessanter ist das zweite Beispiel. Zunächst kann man folgendes einwenden: Die Wörter „Punkt“ und „Gerade“ werden in  $G_1$  und  $G_2$  in verschiedener Weise interpretiert, daher widersprechen sie sich nicht. Sie würden sich nur als Aussagen in derselben Sprache widersprechen. Goodmans Argument, daß in einer Geometrie  $G_3$ , deren Grundbereich sowohl Punkte wie Geraden enthält, (c) und (d) nicht zugleich gelten können, ist irrelevant: In  $G_3$  gilt, daß die Paare von (horizontalen und vertikalen) Geraden eineindeutig den Punkten entsprechen, und daß umgekehrt die Geraden eineindeutig den fraglichen Punktmengen entsprechen. Insofern kann man die  $G_1$  und  $G_2$  zugrundeliegenden Strukturen als Modelle des Raumes ansehen, wie ihn  $G_3$  beschreibt, wobei jeweils eine eineindeutige Korrelation zur Identität erhoben wird, und damit in  $G_1$  das Wort „Punkt“, in  $G_2$  das Wort „Gerade“ gegenüber  $G_3$  umgedeutet wird.

Damit ist das Problem aber noch nicht erledigt. Denn da sich jede der drei Geometrien in jeder anderen rekonstruieren läßt, bleibt die Auszeichnung einer von ihnen, z.B. von  $G_3$ , als der „wahren“, also die Bezeichnung der ihr zugrundeliegenden Struktur als „Raum, wie er

objektiv ist“, willkürlich. Wie schon R. Carnap in (1950) betont hat, sind externe Existenzfragen wie „Gibt es Punkte wirklich“? nicht sinnvoll. Wir können solche Fragen nur stellen und beantworten in einer Sprache; jeder Sprache liegt aber eine Ontologie zugrunde, so daß eine Aussage über das, was es wirklich gibt, immer nur relativ zur Ontologie der mit dieser Aussage verwendeten Sprache gilt. Die Realität, über die wir reden, ist danach also immer jene Struktur, über der die verwendete Sprache interpretiert ist, und ohne Sprache können wir nicht über eine Realität reden, sie also auch nicht begrifflich bestimmen. Das geometrische Beispiel von Goodman ist freilich erstens insofern nicht überzeugend, als man die Axiome einer Geometrie als implizite Definitionen ihrer (nichtlogischen) Grundterme auffassen kann. Es gibt dann nicht *die* Realität, die diese Axiome beschreiben, sondern viele gleichberechtigte Modelle der Theorie, so daß man auch nicht von *der*  $G_1$ -Welt etc. sprechen kann. Bei mathematischen Theorien ist es auch umstritten, ob sie nicht ihren Gegenstandsbereich konstituieren, ob man hier also sagen kann, es werde eine Realität beschrieben. Zweitens bleibt bei Goodman die Frage offen, wieso man Theorien wie  $G_1$  und  $G_2$ , wenn sie verschiedene Welten (den  $G_1$ -Raum und den  $G_2$ -Raum) beschreiben, nicht als Theorien verschiedener Realitätsausschnitte ansehen kann. Mit welchem Recht bezeichnet man sie als „konkurrierend“, wenn man nicht sagen kann, sie beschreiben dieselbe Realität? Die wechselseitige Reduzierbarkeit genügt dazu offenbar nicht. Definiere ich in  $G_1$  Punkte als Paare von Geraden, so hat „Punkt“, wie wir sahen, eine andere Bedeutung als in  $G_2$ . Daher geht auch die Definition von „Punkt“ in  $G_1$  bei der Übersetzung des Grundterms „Gerade“ von  $G_1$  in  $G_2$  nicht in einen wahren Satz über (Punkte sind nicht Paare von Mengen von Punkten). Die Übersetzung ist also keine Zuordnung synonymen Ausdrücke, sondern nur eine syntaktische Korrelation, bei der die Theoreme von  $G_1$  in solche von  $G_2$  übergehen. Eine solche wechselseitige Reduzierbarkeit besteht aber auch bei Theorien, die wir nicht als Theorien derselben Realität ansehen. Ist z.B.  $S_1$  eine Struktur (bestehend aus einer Menge von Objekten und Attributen, die über dieser Menge erklärt sind) und  $S_2$  irgendeine isomorphe Struktur, so läßt sich eine (vollständige) Theorie über  $S_1$  im angegebenen Sinn auf eine (vollständige) Theorie über  $S_2$  reduzieren und umgekehrt. Kann man drittens eine Theorie als „Beschreibung einer Realität“ (als „Version der Welt“ etc.) bezeichnen, wenn geleugnet wird, daß diese Realität in verschiedener Weise, mit verschiedenem Vokabular, mehr oder minder vollständig, korrekt oder inkorrekt beschrieben werden kann? Jede Beschreibung, sagt Goodman, gilt relativ zu einem Beschreibungssystem (einem Begriffs- und Bezugssystem). Da sich nichts ohne Bezugnahme auf ein solches System

beschreiben läßt, folge, daß das Universum nicht eine Welt sei, sondern aus Beschreibungsweisen bestehe: „We are confined to ways of describing whatever is described. Our universe, so to speak, consists of these ways rather than of a world or of worlds“.<sup>8</sup> Das ist nun offenbar absurd: Aus der Tatsache, daß wir die Welt nur mit einer Sprache beschreiben können, folgt nicht, daß wir Beschreibungen oder Beschreibungsweisen beschreiben. Wir beschreiben den Mond und wir beschreiben dabei keine Beschreibungen oder Beschreibungsweisen. „Beschreiben“ ist ein intentionales Verb, wir beschreiben immer etwas (ein Objekt, ein Ereignis etc.) – den *Gegenstand* der Beschreibung<sup>9</sup> – und wir beschreiben es in einer bestimmten Weise, z.B. falsch oder mithilfe des Wortes „rund“. Der *Inhalt* einer Beschreibung ist das, was der Satz, mit dem wir den Gegenstand beschreiben, ausdrückt, also z.B. der Sachverhalt, daß der Mond rund ist. Der Gegenstand ist nie identisch mit der Beschreibungsweise, mit dem Inhalt der Beschreibung oder mit der Beschreibung – sei es als Akt des Beschreibens oder als Produkt dieses Aktes, d. h. als Satz oder Text.<sup>10</sup> All das gehört zur Grammatik des Wortes „beschreiben“, und entsprechendes gilt für die Wörter „wahrnehmen“ und „darstellen“. Es scheint, daß Goodman gelegentlich dem Fehlschluß von einer theorienabhängigen Darstellung auf eine Theorienabhängigkeit des Dargestellten erlegen ist: Jede Theorie stellt natürlich das, wovon sie handelt, in einer theorienabhängigen Weise dar – die Art und Weise, wie sie es charakterisiert, hängt ja davon ab, wie die Theorie aussieht –, aber daraus folgt nicht, daß das, was sie darstellt, von der Theorie abhängt.

Gibt man die Annahme einer Realität auf, die mit verschiedenen Sprachen und Theorien verschieden beschrieben wird, so muß man auch den korrespondenztheoretischen Wahrheitsbegriff aufgeben: Ist die Realität relativ zu einer Theorie, so auch Wahrheit. Goodman verwendet daher einen kohärenztheoretischen Wahrheitsbegriff: Eine „Version“ (also z.B. eine Theorie) ist wahr, wenn sie konsistent ist und keine Überzeugungen verletzt, die wir außerdem noch haben. Danach wäre eine konsistente Theorie über Existenz und Beschaffenheit der Bewohner eines fernen Sterns, für deren Richtigkeit wir nicht die geringsten Anhaltspunkte haben, wahr. Goodman betont nun aber, neben Wahrheit sei für Theorien auch ihr Interesse für uns wichtig, ihre Informativität und Einfachheit. Diese Kriterien könnten sogar bewirken, daß wir eine Theorie akzeptieren, die wir nicht für (genau) wahr halten. Wir stellen z.B. ein Gesetz  $y=f(x)$  über den Zusammenhang zweier Parameter auf, das eine einfache Kurve ergibt, obwohl kein Meßergebnis genau auf ihr liegt. Goodman verschweigt dabei, daß wir die Meßergebnisse mit Fehlerwahrscheinlichkeiten versehen und nicht irgendeine einfache

Kurve wählen, sondern eine, für die die Summe der Quadrate der Abstände  $|f(x) - y|$  möglichst klein ist. Im übrigen bilden wir zwar kühne Hypothesen, vereinfachen und ziehen informative Thesen nichtinformativen vor, aber wenn sich zeigt, daß Aussagen der Theorie falsch sind, so sehen wir das als Einwand gegen sie an. Die Richtigkeit von „Versionen“, sagt Goodman, dann wieder bestehe in „their relevance and their revelations, their force and their fit.“<sup>11</sup> Was „force“ und „fit“ sein sollen, wird nicht gesagt, aber „fit“ impliziert doch wohl eine Anpassung der Theorie an den Gegenstand, eine Art von Korrespondenz. In (1978) sagt er dann, Wahrheit (wie auch Richtigkeit) könne als *ultimate acceptability* bestimmt werden. Er meint zwar, was auf Dauer akzeptierbar sei, wäre nicht leichter zu sagen, als was „an sich“ wahr sei, aber man könne den ersteren Begriff im Gegensatz zum letzteren doch sinnvoll erklären. Dagegen ist aber einzuwenden: Aus der Tatsache, daß vom Jahre 2962 n. Chr. an (z.B. aufgrund falscher Berichte) die Aussage „Reagan war kahlköpfig“ allgemein akzeptiert wird, folgt nicht, daß sie wahr ist. Findet ferner im Jahre 1988 ein Atomkrieg statt, der die Menschheit auslöscht, so wären die letzten Ansichten der letzten Menschen *ultimately acceptable*, also wahr, und sollten die Leute mit der Zeit immer dümmere werden, so wäre aller möglicher Unsinn auf Dauer akzeptierbar, also wahr. Endlich heißt „Glauben, daß A“ soviel wie „Glauben, daß A wahr ist“, nach Goodman also soviel wie „Glauben, daß A auf Dauer akzeptierbar ist“. Da wir keine Ahnung haben, was auf Dauer akzeptierbar ist, können wir also nichts glauben – auch nicht, daß Goodmans Aussagen wahr sind.

Goodmans Thesen und Argumente sind also kaum brauchbar, aber er hat doch noch einmal auf das Carnapsche Problem hingewiesen, das mit unseren Einwänden noch nicht erledigt ist: In welchem Sinn kann man von einer sprach- oder theorienunabhängigen Welt reden, wenn sich über sie doch immer nur mithilfe von Sprachen und Theorien etwas aussagen läßt, wobei dann die Frage, wie sie beschaffen ist, nur unter deren Voraussetzungen beantwortet wird?

#### IV Putnams Kritik des starken ontologischen Realismus

Wenn H. Putnam den „metaphysischen Realismus“ kritisiert, versteht er darunter eine These, die den (vermutlich) starken ontologischen Realismus mit einem semantischen Realismus verbindet, also besagt, daß unsere (empirische) Sprache eine Sprache über eine Außenwelt ist, deren Beschaffenheit nicht von unseren Vorstellungen über sie abhängt. Als dritte Bestimmung kommt hinzu, daß es genau eine wahre und voll-

ständige Beschreibung der Beschaffenheit dieser bewußtseinsunabhängigen Welt geben soll.<sup>12</sup> Von dieser dritten Teilthese sehen wir hier ab, denn sie ist weder eine realistische These noch ist sie sinnvoll, da sich schon ein einziger Gegenstand wie der Tabaksbeutel auf meinem Schreibtisch durch endlich viele Sätze nicht vollständig beschreiben läßt: *individuum est ineffabile* wußte schon Aristoteles. Auf die semantische Teilthese des metaphysischen Realismus gehen wir im folgenden Abschnitt ein. Hier wollen wir zunächst Putnams zwei Argumente gegen den starken ontologischen Realismus erörtern.

Das erste Argument lautet so: *I* sei eine ideale Theorie, d.h. eine Theorie, die konsistent ist, alle Bedingungen für ihre intendierten Interpretationen enthält, alles erklärt und alle Anforderungen an möglichst große Einfachheit erfüllt. Für den ontologischen Realisten ist es möglich, daß selbst eine solche Theorie falsch ist. Das ist aber unmöglich, denn da *I* konsistent ist, gibt es eine Interpretation *M*, die *I* erfüllt, und da *I* auch alle Bedingungen für die intendierten Interpretationen von *I* enthält, ist *M* auch eine intendierte Interpretation von *I*. Gibt es aber eine solche Interpretation, so kann *I* nicht falsch sein.<sup>13</sup>

Zur Kritik dieses Arguments ist zu sagen: Die Annahme der Existenz einer solchen idealen Theorie ist aus folgenden Gründen höchst unplausibel: Erstens wäre sie, wie Putnams Argument zeigt, nicht falsifizierbar, also keine Theorie im normalen Sinn: sie hätte keinen hypothetischen Charakter und könnte nicht an der Erfahrung scheitern. Es sei *B* ein Satz der Sprache *L*, in der *I* formuliert ist, den wir aufgrund neuer Beobachtungen als wahr akzeptieren. Falls *B* nicht aus *I* ableitbar ist, würde die Annahme von *B* die Menge der zulässigen Interpretationen von *L* verändern – es gäbe dann Interpretationen, die *I* erfüllen, also intendierte Interpretationen von *I* sind, nicht aber *B*, so daß sie bei Annahme von *B* nicht mehr zulässige Interpretationen von *L* sind: *I* wäre dann also nicht mehr ideal. *I* ist also nur dann ideal, wenn nur Sätze als wahr akzeptiert werden, die aus *I* ableitbar sind, wenn also *I* nicht falsifizierbar ist. Zweitens gibt es gute metamathematische Gründe für die Annahme, daß es keine widerspruchsfreie Theorie gibt, die ihre eigene Semantik vollständig enthält. Und drittens wäre *I* keine Theorie über eine bestimmte Realität. Man kann ja den Gedanken von Putnam so umkehren: Da die Theorie *I* alle Bedingungen für ihre intendierte Interpretationen enthält, ist jede Interpretation intendiert, die *I* erfüllt. Zu jeder solchen Interpretation gibt es aber eine über einem anderen *universe of discourse*, nach dem Satz von Löwenheim und Skolem z.B. eine über der Menge der natürlichen Zahlen, die *I* ebenfalls erfüllt, also ebenso „intendiert“ ist. Das ist aber keine, die *I* einen empirischen Sinn gibt.<sup>14</sup>

Das zweite Argument Putnams lautet so: Der ontologische Realismus sieht es als möglich an, daß unseren Vorstellungen und Erfahrungen nichts Reales entspricht, daß uns – im Bild Descartes' – ein böser Dämon nur eine Scheinwelt vorgaukelt. Dieser böse Dämon wird bei Putnam zum Wissenschaftler, der menschliche Gehirne in einen Tank mit Nährflüssigkeit setzt und die Nervenenden mit Computern verbindet, die ihnen eine Außenwirklichkeit vorspiegeln wie wir sie normalerweise erleben. Putnam meint nun, die Annahme (a) „Wir sind Gehirne im Tank“ sei beweisbar falsch, es sei also nicht möglich, daß sie wahr sei, wie der Realist das behauptet. Denn ist (a) wahr, so können wir nicht auf die Außenwelt referieren (zu der wir dann keinen Zugang haben), sondern nur auf unsere Vorstellungen von ihr; nach unseren Vorstellungen sind wir aber keine Gehirne im Tank – die Täuschung der Tankgehirne soll ja perfekt sein. Ist also (a) wahr, so ist (a) falsch; also ist (a) falsch.

Zur Kritik ist zu sagen: Auch wenn man die These Putnams akzeptiert, im Fall (a) sei unsere (empirische) Sprache eine Sprache über unsere Vorstellungen, ist das Argument nicht stichhaltig. Ein Schluß von  $A \supset \neg A$  auf  $\neg A$  gilt nur dann, wenn alle Vorkommnisse von  $A$  in diesen beiden Sätzen in gleicher Weise interpretiert werden. Das ist aber im Argument nicht der Fall:  $A$  wird im Antezedens der Implikation im Sinne der (hoffentlich) normalen, realistischen Interpretation unserer Sprache gedeutet, in der sie eine Sprache über reale Dinge der Außenwelt ist, im Sukzedens hingegen im Sinne einer phänomenalen Interpretation, in der sie eine Sprache über unsere Vorstellungen ist. Aus „Wenn (a) in realistischer Interpretation wahr ist, so wird (a) in phänomenalistischer Deutung verwendet, in der (a) falsch ist“, folgt aber nicht, daß (a) in realistischer Interpretation falsch ist. Man könnte nur sagen: Wir können – egal ob (a) in realistischer Interpretation gilt oder nicht – (a) nur in einem (in diesen beiden Fällen jeweils verschiedenen) Sinn äußern, in dem (a) falsch ist. Putnams Überlegung gilt ferner auch für ein einziges Gehirn im Tank: Stehen wir vor diesem unglücklichen Wesen, so wird uns aber seine Äußerung (die wir durch Entzifferung der elektrischen Impulse erkennen können, die seine Nervenenden an den Computer weiterleiten): „Ich bin kein Gehirn im Tank“ und die Erkenntnis, daß diese Aussage im Sinne seines phänomenalen Sprachgebrauchs richtig ist, nicht an der Überzeugung irremachen, daß er (in unserem realistischen Sinn) ein Gehirn im Tank ist.

Nun ist aber auch die Annahme Putnams höchst fragwürdig, Gehirne im Tank redeten mit ihrer Sprache über ihre Vorstellungen. Da sie sich nach Voraussetzung von uns nur dadurch unterscheiden sollen, daß dem, was sie wahrzunehmen glauben, keine realen Gegenstände und

Tatsachen entsprechen, würden sie vermutlich ebenso zwischen Vorstellungen bzw. Vorgestelltem und Realem unterscheiden, also z.B. zwischen Aussagen über ihre Vorstellungen vom Mond und solchen über den Mond selbst. Ihre Sätze hätten auch dieselbe Bedeutung, der Unterschied bestünde nur darin, daß sie bei dem Versuch, mit den Namen ihrer Sprache auf tatsächlich vorhandene Dinge zu referieren, meist scheitern würden, und daß ihre Beobachtungsaussagen vom Typ „Hier ist ein F“ in der Regel falsch wären. Sagen wir z.B. aufgrund einer Halluzination: „Hier ist ein Baum“, obwohl keiner vorhanden ist, so bedeutet diese Aussage deshalb nicht soviel wie: „Ich habe eine Baumvorstellung“. Warum sollte es bei den Tankgehirnen anders sein?

### V *Putnams interner Realismus*

Was sich bei Putnam hinter der Bezeichnung „interner Realismus“ verbirgt, ist nicht leicht auszumachen. In seinem Aufsatz „Reference and Understanding“ (kurz RU)<sup>15</sup> wendet er sich gegen die Wahrheitsbedingungssemantik als Theorie der Bedeutung, vertritt aber eine realistische Referenz- und Wahrheitstheorie. In dem Vortrag „Realism and Reason“ (RR)<sup>16</sup> bezeichnet er die in RU umschriebene Position als „internen Realismus“, revidiert sie aber zugleich in wesentlichen Punkten, ohne eine endgültige Formulierung anzugeben. Auch in (1981) bleibt weitgehend offen, was der interne Realismus denn nun tatsächlich behauptet: der Hauptteil der Erörterung im Kap. 3 gilt der Kritik anderer Positionen. Man kann daher nur versuchen, eine Rekonstruktion seiner Ideen anzugeben – auf die Gefahr hin, seine unausgesprochenen Intentionen zu verfehlen.

In RU geht es zunächst um den semantischen Realismus. Dabei will Putnam die Theorie der Bedeutung grundsätzlich von der Theorie der Referenz trennen.<sup>17</sup> Er geht davon aus, daß das Verstehen einer Sprache in der Fähigkeit besteht, sie zu gebrauchen – korrekt, ist wohl zu ergänzen. Im Sinne von Wittgenstein wird dabei Sprachverwendung als Praxis verstanden, die Teil einer Lebensform ist, also verbunden mit Wahrnehmen, Erleben und Verhalten. Putnam deutet ein einfaches Modell für eine solche Lebensform an, das sich auf Wahrscheinlichkeiten und Präferenzen stützt und als Bestandteil H. Reichenbachs Wahrscheinlichkeitstheorie der Bedeutung enthält.<sup>18</sup> Dabei handelt es sich um eine liberalisierte Version der Verifikationstheorie: Es wird eine (subjektive) Wahrscheinlichkeitsbewertung  $w$  (der Person  $a$  zum Zeitpunkt  $t$ ) auf einer Menge von Sachverhalten vorausgesetzt, und die Bedeutung eines Satzes  $A$  für  $a$  (in  $t$ ) wird bestimmt durch die Menge der Werte  $w(A,B)$

für alle Beobachtungssachverhalte  $B$ , so daß also die Sätze  $A$  und  $C$  genau dann (in  $t$ ) für  $a$  bedeutungsgleich sind, wenn für alle Beobachtungssachverhalte  $B$  gilt  $w(A,B) = w(C,B)$ . Ein Satz ist für  $a$  (in  $t$ ) behauptbar, wenn  $1-w(A)$  hinreichend klein ist. Gegen eine Wahrheitsbedingungstheorie der Bedeutung wendet sich Putnam mit dem Argument, das wir schon im Abschnitt II unter Punkt (3) diskutiert haben.

Für Referenz und Wahrheit schlägt Putnam hingegen eine kausale Theorie vor, die den Erfolg unseres Sprachgebrauchs erklären soll. Tatsächlich erklärt Putnam aber nichts, sondern er behauptet nur, daß aufgrund von (ungenannten) kausalen Mechanismen Beobachtungen in der Regel hohe subjektive Wahrscheinlichkeiten für die beobachteten Tatsachen ergeben.<sup>19</sup> Daraus ergibt sich dann mit der Reichenbachschen Bedeutungstheorie, daß Sätze, die nach den Regeln des Sprachgebrauchs behauptet werden können, meist wahr sind. All das kann man kaum als Theorie der Referenz und Wahrheit bezeichnen, es zeigt nur, daß Putnam hier noch voraussetzt, daß die empirischen Terme der Sprache auf eine reale Außenwelt referieren und daß er Wahrheit noch korrespondenztheoretisch versteht: Es gibt objektive Tatsachen, zwischen ihnen und unseren Überzeugungen besteht eine gewisse kausal begründete Korrespondenz und damit auch zwischen den Tatsachen und den Sätzen, die den Inhalt solcher Überzeugungen ausdrücken.

Diese Referenztheorie hat Putnam später aufgeben, die Theorie des Sprachverstehens hingegen nicht. Auch die Wahrscheinlichkeitstheorie der Bedeutung ist aber unhaltbar: Erstens sind Wahrscheinlichkeiten normalerweise nicht für Sätze, sondern für Sachverhalte definiert. Die Kenntnis der Wahrscheinlichkeiten, die ein bestimmter Sachverhalt aufgrund von Beobachtungssachverhalten (jetzt für mich) hat, besagt aber solange nichts über die Bedeutung eines Satzes, solange ich dem nicht den fraglichen Sachverhalt zuordne, also festlege, daß er diesen Sachverhalt ausdrücken soll. Nehme ich aber eine solche Zuordnung vor, so ist damit die Bedeutung des Satzes schon bestimmt und braucht nicht mehr durch bedingte Wahrscheinlichkeiten erklärt zu werden.<sup>20</sup> Geht man hingegen von Wahrscheinlichkeiten (oder besser von Bestätigungsgraden) von Sätzen aus, so ist entweder die Wahrscheinlichkeit für noch uninterpretierte Sätze nicht definiert (es ist unmöglich, dem Satz „Ein Anej bazet zwei Ellah“ auf sinnvolle Weise einen Wahrscheinlichkeitswert zuzuordnen) oder die Wahrscheinlichkeiten werden im Sinne von Carnap so definiert, daß sie allein von der syntaktischen und logischen Struktur der Sätze abhängen: dann lassen sich aber inhaltliche Zusammenhänge zwischen Sätzen nicht mehr festlegen und die Wahrscheinlichkeiten besagen nichts mehr über die Bedeutungen der Sätze. Zweitens verändern die Informationen, die wir erhalten, unserer Wahr-

scheinlichkeitsbewertung, in der Regel aber nicht die Bedeutungen der Sätze. Erfahre ich, daß  $A$  gilt, so gilt für mich  $w(A, B) = 1$  für alle Beobachtungssachverhalte  $B$ , d.h. die Bedeutung des Satzes  $A$  würde sich für mich dramatisch ändern. Der Satz „Dieser Ball ist rot“ ändert aber seine Bedeutung für mich nicht, wenn ich erfahre, daß der Ball rot ist. Ist ferner  $A$  der Sachverhalt, daß ein bestimmtes Streichholz brennt,  $B$  der Sachverhalt, daß es an einer Zündfläche gerieben wird,  $C$  der Sachverhalt, daß diese Zündfläche naß ist, so gilt  $w(A, B) > w(A)$ , aber  $w_C(A, B) \leq w_C(A)$ , obwohl man kaum sagen wird, die Information  $C$  verändere für mich die Bedeutung von  $A$ . Drittens ist nach der Wahrscheinlichkeitstheorie die Bedeutung subjekt- und zeitabhängig. Das gesteht auch Putnam zu, meint aber, unsere Kenntnisse stimmten zu einem großen Teil überein. Da sich aber jeder Unterschied der Informationen auf die Wahrscheinlichkeitsbewertungen auswirkt, ist der „große Teil“ nicht groß genug, um zu objektiven Bedeutungen zu kommen. Es nützt auch nichts, eine Konvergenz der subjektiven Wahrscheinlichkeitsbewertungen auf eine „ideale“ hin anzunehmen, denn erstens ist diese Annahme höchst unplausibel, da verschiedene Leute immer über verschiedene Informationen verfügen werden, und zweitens hätte das die Konsequenz, daß wir die objektive (intersubjektive) Bedeutung der Sätze unserer Sprache jetzt, wo wir nicht wissen, wie die ideale Bewertung aussieht, nicht verstehen, was offenbar absurd ist. Damit würde auch der Grundgedanke aufgegeben, die Bedeutung der Sätze ergebe sich aus ihrem Gebrauch, denn dieser Gebrauch kann nur der gegenwärtige sein, nicht ein unbekannter künftiger.

In RU lehnt Putnam Dummetts Definition der Wahrheit als gerechtfertigte Behauptbarkeit ab und bezeichnet sie als „idealistisch“. Er betont zurecht, daß es zum Sinn des Wortes „wahr“ gehört, daß ein Satz begründet behauptbar und doch nicht wahr sein kann. Das gilt insbesondere dann, wenn man sagt, die Person  $a$  könne den Satz  $A$  in  $t$  begründet behaupten, wenn für sie  $1 - w(A)$  hinreichend klein ist, denn auch maximale subjektive Wahrscheinlichkeit eines Sachverhalts ist keine Garantie für sein Bestehen. Putnam weist auch darauf hin, daß begründete Behauptbarkeit in diesem Sinn nicht den Gesetzen der deduktiven Logik folgt wie das Wahrsein.

In RR wird nun zwar einerseits die Theorie aus RU als „interner Realismus“ bezeichnet, andererseits wird aber gerade jener Teil dieser Theorie verworfen, den man als „realistisch“ bezeichnen kann: die Theorie von Referenz und Wahrheit. Putnam deutet hier „Wahrheit“ in dem vorher als „idealistisch“ bezeichneten Sinn begründeter Akzeptierbarkeit. Genauer wird Wahrheit als rationale Akzeptierbarkeit im Sinne idealer Standards der Rationalität bestimmt.<sup>21</sup> Damit eliminiert Putnam

die Subjekt- und Zeitabhängigkeit im Begriff der begründeten Behauptbarkeit. Die idealen Standards der Rationalität sollen dabei wohl – genauer wird das nicht erläutert – durch die Methoden, die logischen und induktiven Begründungsverfahren und Theorien eines wissenschaftlichen Paradigmas bestimmt sein, das so umfassend und adäquat ist, daß es nicht mehr ergänzt oder revidiert werden muß. Putnam spricht auch wieder von einer „idealen Theorie“, wobei nun auf die problematische Bestimmung verzichtet werden kann, daß sie alle Bedingungen für ihre intendierten Interpretationen enthält. Da das ideale Paradigma auch Beobachtungsmethoden einschließen wird, kann man aber nicht sagen, ein Satz sei nur dann wahr, wenn er aus einer idealen Theorie ableitbar ist. Auch Sätze, die Resultate von Beobachtungen nach solchen Methoden darstellen, sind wahr; nach Voraussetzung sind sie aber immer mit der idealen Theorie verträglich, sonst wäre diese ja revisionsbedürftig. Von einem „realistischen“ Wahrheitsbegriff kann man hier nur mehr in dem Sinn sprechen, daß im Gegensatz zum Wahrheitsrelativismus (für den ein Satz *A* für eine Person zur Zeit *t* genau dann wahr ist, wenn sie in *t* davon überzeugt ist, daß der Sachverhalt *A* besteht), zwischen Wahrsein und Von-jemand-für-wahr-gehalten-werden unterschieden wird.

Zur Kritik ist zu sagen: Erstens bleibt der Begriff der rationalen Akzeptierbarkeit im Sinne idealer Standards der Rationalität ganz im Vagen. Selbst wenn ein ideales Paradigma gegeben ist, bleibt unklar, was in ihm rational akzeptierbar ist. Ist rational akzeptierbar, was mit der idealen Theorie verträglich ist, so könnte sowohl *A* wie *nicht-A* wahr sein. Ist das rational akzeptierbar, was aufgrund von Anwendungen idealer Beobachtungsmethoden hinreichend wahrscheinlich ist (im Sinne idealer induktiver Standards), so könnten die Sätze *A* und *B* wahr sein, während *A* und *B* nicht wahr ist. Es wäre also, wie ja Putnam in RU selbst betont hatte, sicherzustellen, daß rationale Akzeptierbarkeit im Sinne idealer Standards die Gesetze der (idealen) deduktiven Logik erfüllt.<sup>22</sup> Zweitens verwirft Putnam die Korrespondenztheorie der Wahrheit (die er mit dem starken ontologischen Realismus verbindet) mit dem Argument, Wahrheit sei danach nur für das „Auge Gottes“ erkennbar, nicht aber für uns, so daß wir keine Kriterien für die Anwendung dieses Begriffs hätten. Er ersetzt aber das „Auge Gottes“ nur durch das „Auge des idealen Wissenschaftlers“, mit dem wir ebenso wenig sehen können wie mit jenem. Rationale Akzeptierbarkeit im Sinne idealer Standards ist für uns nicht feststellbar, weil wir – wie Putnam selbst sagt – nicht wissen, wie sie aussehen. Man kann hier nicht einmal sagen, wir könnten zwar (gegenwärtig) nicht feststellen, was unter den Wahrheitsbegriff fällt, er selbst sei aber jedenfalls klar, denn

wir haben uns gerade vom Gegenteil überzeugt. Im übrigen ist die These unhaltbar, wir könnten Wahrheit im Sinne der Korrespondenztheorie nicht erkennen. Auch ein Vertreter des starken ontologischen Realismus hält es für durchaus möglich, daß Sachverhalte, von deren Bestehen wir überzeugt sind, tatsächlich („an sich“) bestehen. Verstehen wir hier „Wissen“ im Sinne wahrer Überzeugung,<sup>23</sup> so kann es also für den Realisten durchaus Wissen geben. Die Frage, ob eine Überzeugung richtig ist, können wir natürlich immer nur aufgrund unserer Überzeugungen beantworten. Da Überzeugung den maximalen Grad subjektiver Gewißheit darstellt und so ausschließt, daß wir irgendwelche Zweifel am Bestehen des fraglichen Sachverhalts haben, ist man immer überzeugt, das zu wissen, wovon man überzeugt ist. Man braucht also den Begriff der Wahrheit nicht zu epistemisieren, um Erkennbarkeit von Wahrheit zu sichern. Im Gegenteil: Bestimmt man Wahrheit so wie Putnam, so kann man nur dann glauben zu wissen, daß *A*, wenn *A* rational akzeptierbar ist im Sinn idealer Standards. Da wir uns bewußt sind, nicht zu wissen, wie die aussehen, können wir auch nicht glauben, etwas zu wissen, was den Tatsachen widerspricht. Auch Putnam glaubt, daß der interne Realismus richtig sei, ohne eine Vorstellung davon zu haben, wie die idealen Standards aussehen. Die ideale Theorie kann drittens nicht falsch sein, da sie im Sinne ihrer eigenen Standards natürlich rational akzeptierbar ist. Sie ist das Maß des Wahren und insofern, ebenso wie die im letzten Abschnitt diskutierte ideale Theorie, immun gegenüber Falsifikationen durch Beobachtungen. Man kann sie also nicht als empirische Theorie verstehen. Wie sollen wir viertens erkennen, ob ein wissenschaftliches Paradigma *T* das ideale ist? Das läßt sich nur mithilfe des idealen Paradigmas *I* entscheiden, man erkennt es also nur wenn man es schon kennt. Die Konsistenz von *T* im Sinne unserer Logik, sowohl die Konsistenz der Theorien in *T* untereinander wie ihre Verträglichkeit mit den mit Beobachtungsverfahren von *T* gewonnenen Resultaten, ist keine notwendige Bedingung für die Idealität von *T*. Denn Konsistenz ist im Sinne der Logik von *I* zu beurteilen: *I* definiert, was wahr ist, also auch die Gesetze des Wahrseins, d.h. die logischen Gesetze. Daher kann man die Frage aber auch durch ein einfaches Fiat entscheiden: Wir erklären *T* zur idealen Theorie! Dann ist sie das Maß des Wahren, also immun gegenüber Revisionen, und sie kann weder logische Widersprüche enthalten noch können sich solche durch Anwendung der Beobachtungsverfahren ergeben, weil die Logik von *T* eben durch *T* selbst bestimmt wird. Putnam betont das selbst in (1978), S. 138: Solange die ideale Theorie den Sätzen in einer stabilen Weise Wahrheitswerte zuordnet, kann man (stabile) Inkonsistenz als Reinterpretation der logischen Operatoren auffassen.

Auch die Referenz von Termen, von Namen und Prädikaten, deutet Putnam in PR im Gegensatz zu RU nun nicht mehr als eine Relation zwischen sprachlichen Ausdrücken und einer sprach- und theorieunabhängigen Realität. Er übernimmt mit den Argumenten Goodmans dessen These, von einer solchen Realität könne man nicht sinnvoll sprechen. Aussagen über die Referenz von Termen wie (a) „„Sokrates“ bezeichnet Sokrates“ oder (b) „„Kuh“ bezeichnet die Klasse aller Kühe“ beziehen sich also auf die Realität, die jene Sprache voraussetzt, der diese Terme angehören, auf ihre Ontologie. Referenz wird innersprachlich durch Sätze wie (a) und (b) beschrieben, die analytisch gelten. Gegen den Einwand, es gebe unendlich viele Interpretationen einer Sprache  $L$ , die alle ihre Aussagen über Referenz wie (a) und (b) erfüllen, so daß diese Sätze den Termen eben nicht eindeutig einen Bezug zuordneten, wendet Putnam ein, daß die Art, wie die Sprache  $L$  verstanden wird, sich aus ihrem Gebrauch ergibt, der sich nicht in der Sprache erklären läßt, da ihn alle Aussagen in  $L$  voraussetzen. Vom Standpunkt von  $L$  aus betrachtet hat  $L$  eine eindeutig bestimmte intendierte Interpretation, die sich aus dem Gebrauch von  $L$  ergibt, meint Putnam. Vom Standpunkt der Sprache, in der die Geometrie  $G_2$  in Goodmans Beispiel (vgl. Abschnitt III) formuliert ist, hat „Punkt“ z.B. eine eindeutig bestimmte intendierte Interpretation – die eben durch das Verständnis dieses Terms, d.h. durch seinen Gebrauch festgelegt ist. Vom Standpunkt einer anderen Sprache aus kann es hingegen mehrere Interpretationen der Terme von  $L$  geben. So läßt sich z.B. in der Sprache der Geometrie  $G_1$  der Term „Punkt“ auf verschiedene Weise so definieren, daß die Aussagen von  $G_2$  über Punkte in  $G_1$  gelten. Die Frage, ob eine Sprache (oder Theorie) eine einzige intendierte Interpretation hat, hat also keinen absoluten Sinn. Auf den Einwand endlich, daß eine Liste von Sätzen wie (a) und (b) den Ausdruck „bezeichnet“ („referiert auf“) nicht erkläre, erwidert Putnam, mit diesen Sätzen solle die Referenz der Terme auch nicht erklärt werden, vielmehr sei mit dem Gebrauch einer Sprache die semantische Funktion ihrer Terme bereits gegeben, so daß wir mit ihnen ihre Bezüge beschreiben könnten.

Im Gegensatz zu RU, wo einer Gebrauchstheorie der Bedeutung eine realistisch konzipierte Referenztheorie gegenüber gestellt wurde, faßt Putnam also in RR den Sprachgebrauch so auf, daß er auch den Bezug der Terme festlegt: Der Gebrauch bestimmt eindeutig das Verständnis der Sprache, damit auch ihre intendierte Interpretation und mit der wiederum den Bezug der Terme. Der Gebrauch einer Sprache ordnet ihr eine spezielle Ontologie, eine gegenständliche Welt zu, und mit der Sprache sprechen wir immer über diese ihre Welt. Der interne Rea-

lismus erscheint so als Realismus jeweils vom Standpunkt einer Sprache aus, als Realismus bzgl. ihrer Welt.

Zur Kritik ist zunächst zu sagen, daß bei Putnam eine deutliche Diskrepanz zwischen seiner Behandlung des Wahrheitsbegriffs und der des Referenzbegriffes besteht, obwohl ja zwischen beiden eine enge Beziehung besteht. Selbst wenn man den Wahrheitswert eines Satzes nicht als seinen Bezug auffaßt, wie das Frege tat, hängen Wahrheit und Bezug von den Tatsachen ab, während die Bedeutung allein durch den Sprachgebrauch bestimmt wird. Der allgemeine Sprachgebrauch legt weder den Wahrheitswert aller Sätze fest noch den Bezug aller Terme, also z. B. die Anzahl der Kühe, die es gibt. Da Putnam versucht, Wahrheit durch die Bezugnahme auf die ideale Theorie in einer nicht pluralistischen Weise zu deuten, hätte das auch für den Referenzbegriff nahe gelegen. Man könnte z. B. *die* Welt mit der Ontologie jener Sprache identifizieren, in der die ideale Theorie formuliert ist. Das würde aber zu analogen Schwierigkeiten führen, die wir oben für den Putnamschen Wahrheitsbegriff aufgewiesen haben. Man könnte daher auch umgekehrt versuchen, den Wahrheitsbegriff so zu behandeln wie den Referenzbegriff und sagen: Wahrheit im absoluten Sinne gibt es nicht, es gibt nur Wahrheit vom Standpunkt einer Sprache *L*. In *L* gelten Sätze wie „„Schnee ist weiß“ ist wahr genau dann, wenn Schnee weiß ist“ analytisch. Damit wird Wahrheit nicht definiert, sondern nur die Beziehung zwischen Sätzen von *L* und *L*-relativen Sachverhalten beschrieben. Legt der Gebrauch von *L* die intendierte Interpretation von *L* fest und damit den Bezug der Terme, so auch den Wahrheitswert der Sätze von *L*. Denn mit dem Bezug des Namens *a* und des Prädikats *F* ist auch der Wahrheitswert des Satzes *F(a)* bestimmt. Damit wird nun aber deutlich, daß die Rede vom Sprachgebrauch zu extensiv verstanden wird, wenn er auch die Referenz der Terme festlegen soll: Alle wahren Sätze würden danach analytisch (oder, wie Putnam sagt, „kontextuell apriori“) gelten, das Verständnis der Sprache *L* also eine totale Kenntnis der Welt implizieren, über die sie spricht.

## VI *Ein realistischer Realismus*

Die hier diskutierten ontologischen und semantischen Relativismen haben sich als unhaltbar erwiesen. Ihre Argumente deuten aber doch zum Teil auf Schwierigkeiten realistischer Positionen hin und legen es nahe, diese bescheiden und in diesem Sinn realistisch zu formulieren. Dazu sollen jedenfalls einige kurze Hinweise gegeben werden, die freilich kaum über Trivialitäten hinausgehen: Da unsere Sprache und die ihr

zugrundeliegende Weltansicht realistisch ist, verstehen sich Formulierungen realistischer Thesen von selbst. Was trivial ist, ist aber jedenfalls richtig.

1. Für die Formulierung des ontologischen Realismus ist, wie schon im Abschnitt I betont wurde, erstens zu klären, in welchem Sinn das Wort „unabhängig“ in der These OR zu verstehen ist. Wir hatten dort gesehen, daß sich die Behauptung, es gebe Erfahrungserkenntnis, nur dann rechtfertigen läßt, wenn man mindestens die analytische Geltung gewisser Wahrscheinlichkeitskorrelationen zwischen Erfahrungsweisen und objektiven Sachverhalten annimmt vom Typ: Zum Sinn des Wortes „rot“ gehört es, daß rote Dinge in der Regel als rot empfunden werden. Andererseits wird der ontologische Realist keine analytischen Folgebeziehungen zwischen Sätzen über subjektive Sachverhalte und solchen über objektive Sachverhalte annehmen, die Unabhängigkeit, von der in OR die Rede ist, also im Sinn der ersten der in I diskutierten Deutungen verstehen. Zum Sinn des Wortes „rot“ als Ausdruck für eine objektive Eigenschaft gehört auch, daß die Tatsache, daß ich etwas als rot empfinde, nicht garantiert, daß es rot ist.

2. Der ontologische Realismus ist zweitens so zu formulieren, daß die Welt etwas ist, das wir prinzipiell erfahren, durch Erfahrung erkennen, also auch begrifflich bestimmen und sprachlich beschreiben können.<sup>24</sup> Eine Realität, deren Existenz wie Beschaffenheit wir prinzipiell nicht erkennen können, kann für uns naturgemäß kein Thema sein. Diese Konzeption der Welt verbindet sich schon mit der Annahme analytischer Wahrscheinlichkeitskorrelationen zwischen subjektiven Sachverhalten des Erfahrens und objektiven Sachverhalten. Der Realist behauptet aber, daß die Welt nicht mit dem zusammenfällt, was sich in einer endlichen Menge von Erfahrungen zeigt oder was wir mit einem bestimmten Begriffssystem charakterisieren oder mit einer bestimmten Sprache beschreiben können. Für ihn (wie nach dem normalen Verständnis) ist die Welt vielmehr *offen*: Sie ist in jedem Zeitpunkt der Gegenstand möglicher weiterer Erfahrungen, anderer Bestimmungen und Beschreibungen.<sup>25</sup> Aufgrund neuer Erfahrungen kann sich immer erweisen, daß die bisher verwendete Sprache unzulänglich ist für ihre Beschreibung oder daß die bisherigen Theorien revisionsbedürftig sind. Welt wird also so verstanden, daß jede Sprache und jede Theorie über sie revidierbar ist. Sie ist aber wie gesagt kein „Ding an sich“, sondern Gegenstand möglicher Erfahrungen, möglicher sprachlicher Bestimmungen und theoretischer Beschreibungen. Ihre Grenzen werden also einerseits nicht durch eine bestimmte Sprache oder Theorie festgelegt und insofern ist sie sprach- und theorienunabhängig. Andererseits ist sie aber auch nicht etwas, was jenseits des Horizonts aller möglichen Spra-

chen und Theorien läge, also nicht sprach- und theorientranszendent. Wenn wir über die Welt reden und sie beschreiben, tun wir das natürlich mithilfe unserer gegenwärtigen Sprache und unseren gegenwärtigen Theorien. Wir begreifen sie gegenwärtig so, wie sie unsere gegenwärtigen Theorien darstellen. Wir sehen aber diese Bestimmung zugleich als vorläufig und partiell an.

Auch für einen Gegenstand wie den Mond gilt ja, daß wir ihn nur mit den Mitteln unserer Sprache beschreiben und ihn nur im Begriffssystem unserer Sprache charakterisieren können. Daraus folgt aber nicht, daß die Grenzen unserer Sprache in irgendeinem vernünftigen Sinn die Grenzen des Mondes sind. Es ist nicht nur so, daß wir in endlicher Zeit nur endlich viele Aussagen über den Mond machen können und jede endliche Beschreibung unvollständig ist, weil sich über den Gegenstand prinzipiell unendlich viele Aussagen machen lassen, sondern wir können nicht behaupten, er habe keine Eigenschaft, die sich nicht in unserer Sprache ausdrücken ließe. Eine solche Eigenschaft kann man mit unserer Sprache natürlich nicht angeben, damit würde man ja gerade zeigen, daß sie sich in ihr ausdrücken läßt. Gemeint ist vielmehr: Es ist durchaus möglich, daß sich aufgrund einer Fortentwicklung unserer naturwissenschaftlichen Sprache künftig sprachliche Unterscheidungen machen lassen, mit denen man den Mond in einer Weise charakterisieren kann, die heute nicht möglich ist. Wir würden dann aber nicht sagen, der Mond habe eine neue Eigenschaft bekommen. Ebenso wenig bilden unsere gegenwärtigen Überzeugungen über seine Beschaffenheit die Grenzen des Mondes. Man kann zwar keine einzige Tatsache über ihn angeben, von der man nicht überzeugt ist – würde man eine solche Tatsache benennen, so müßte man ja von ihr überzeugt sein –, aber daraus folgt weder, daß es solche Tatsachen nicht gibt, noch nehmen wir das an. Entsprechendes gilt von der Welt. Wir meinen also mit „Welt“ etwas, das Eigenschaften haben und Arten von Objekten enthalten kann, die wir in unserer Sprache, so wie sie gegenwärtig ist, nicht beschreiben können, etwas, das anders sein kann, als es die Theorien darstellen, die wir gegenwärtig akzeptieren. Wir glauben zwar, daß unser gegenwärtiges Begriffssystem eine gute Grundlage für die Bestimmung der Welt ist und wir glauben auch, daß unsere gegenwärtigen Überzeugungen über die Welt richtig sind, aber wir verstehen das Wort „Welt“ nicht so, daß diese Überzeugungen zu apriorischen Wahrheiten erhoben werden könnten. Genau das geschieht aber, wenn man den Begriff der Welt relativiert auf Sprachen und Theorien. Es hilft auch nichts, wenn man dabei auf künftige „ideale“ oder „letzte“ Sprachen und Theorien Bezug nimmt: Eine Sprache oder Theorie kann faktisch die letzte sein, also künftig nicht mehr revidiert werden, aber solange wir

sie als Sprache oder Theorie über die Welt verstehen, begreifen wir sie als revidierbar.<sup>26</sup>

3. Wenden wir uns nun dem semantischen Realismus zu, so können wir im Sinn der Gedanken von Wittgenstein über Sprachspiele und die Verbindung von Sprache und Lebensform davon ausgehen, daß eine natürliche Sprache wie z. B. das Deutsche als gesprochene Sprache, als sprachliche Praxis, verbunden ist mit dem gesamten Leben, insbesondere mit Erfahrungen, Überzeugungen, Erwartungen und Anschauungsweisen. Die Sprache paßt sich einerseits den Erfahrungen an, da wir ja mit ihr über das Erfahrene sprechen und es beschreiben wollen; sie muß also Beschreibungsmittel für Unterschiede des Erfahrenen enthalten, die uns wichtig sind. Andererseits sind sprachliche Unterscheidungen das Mittel begrifflicher Bestimmung, und diese Bestimmung verbindet sich mit fast aller Erfahrung: Wenn wir sagen, daß wir ein F beobachten oder daß wir beobachten, daß das Objekt a die Eigenschaft F hat, so bestimmen wir das Beobachtete schon mithilfe des Begriffes F. Was wir deutlich erfahren, ist schon immer begrifflich bestimmt, und ebenso können wir Überzeugungen und Erwartungen nur begrifflich genauer charakterisieren. Die Anwendung eines Prädikats ist – nach dem Grundgedanken der linguistischen Relativitätsthese, die wiederum von Ideen Kants ausgeht – oft eine Form des Bestimmens, nicht eine Benennung von etwas bereits unabhängig von der Sprache Bestimmtem. Wie schon im Abschnitt I betont wurde, können wir nicht nur allein mithilfe der Sprache über Erfahrenes, Erfahrungsakte, Überzeugungen und Erwartungen *reden*, sondern wir können all das nur mithilfe der Sprache genauer begreifen und erfassen. Man kann in diesem Sinn sagen, Erfahrungen seien „sprachbeladen“, ebenso wie sie „theorienbeladen“ sind, d. h. von unseren Erwartungen und Überzeugungen mit bestimmt werden. Der semantische Realismus ist nun so zu formulieren, daß er mit dieser Konzeption der Sprache als Instrument des Begreifens verträglich ist. Diese Bedingung ist aber erfüllt, wenn die sprachunabhängige Realität, über die man mit einer empirischen Sprache im Sinne der These SR spricht, als Welt im Sinne der obigen Bestimmungen verstanden wird, denn wir begreifen danach zwar die Welt mithilfe der Sprache, aber in einer revidierbaren, vorläufigen Weise, so daß man nicht sagen kann, die Welt sei durch eine Sprache bestimmt und damit von ihr abhängig.

Referenz ist, realistisch gesehen, eine Relation zwischen sprachlichen Ausdrücken und der Welt. Mit dem Gebrauch eines Namens verbindet sich ein Sinn und gewisse Annahmen über Eigenschaften des Gegenstandes, den er bezeichnet. Der Gegenstand ist aber weder durch diese Eigenschaften vollständig bestimmt noch gelten die Annahmen

analytisch: Es kann sich erweisen, daß der Gegenstand einer dieser Eigenschaften tatsächlich nicht hat. Daher ist der Bezug eines Namens nicht durch seinen Gebrauch bestimmt. Das zeigt sich auch darin, daß Aussagen der Form  $a = b$  für empirische Objekte nicht analytisch gelten. Noch deutlicher ist das für den Bezug von Prädikaten: Der allgemeine Sprachgebrauch legt nicht fest, welche Objekte zum Umfang eines Prädikats gehören. Er legt nur den Sinn des Prädikats fest, den Begriff, den es ausdrückt. Auch mit dem Gebrauch eines Prädikats verbinden sich gewisse Annahmen über seine Extension, aber die bleiben revidierbar. Der Gebrauch empirischer Terme determiniert also noch nicht ihren Bezug, darüber entscheiden erst die Tatsachen.<sup>27</sup> Er bestimmt daher auch nicht die Welt, über die sie spricht: Kühe sind nicht, wie das aus Goodmans und Putnams Thesen folgen würde, Objekte, die man nur zu Gesicht bekommt, wenn man deutsch spricht.<sup>28</sup>

4. Entsprechendes gilt für den Wahrheitsbegriff: In der Aussage: „Ein Satz ist genau dann wahr, wenn der Sachverhalt besteht, den er ausdrückt“, verstehen wir das Wort „bestehen“ so, daß das Bestehen der Sachverhalte unabhängig ist von der verwendeten Sprache, von unseren Überzeugungen und Theorien über die Welt. Das liegt schon im Modus der Behauptung, denn mit einer Behauptung meinen wir eben, daß es sich tatsächlich so verhält, wie wir das behaupten. Wir äußern damit nicht nur eine Überzeugung, sondern sehen die Aussage als prinzipiell revidierbar an. Behauptungen haben daher einen realistischen Sinn, sie beziehen sich auf die Welt im angegebenen Sinn. Da das Wort „wahr“, wie schon Frege sagte, nur die behauptende Kraft hervorhebt, die in dem Satz liegt, den wir „wahr“ nennen, wenn wir ihn als Behauptung äußern, ist es im realistischen Sinn zu verstehen. Wahrheit ist also nicht sprach- und theorienrelativ, andererseits ist sie aber wiederum nicht sprach- und theorientranszendent. Obwohl wir unsere Überzeugungen für wahr halten, sehen wir sie doch als revidierbar an, Revidierbarkeit setzt aber die prinzipielle Erkennbarkeit der Sachverhalte voraus, auf die sie sich beziehen. Eine Revision erfolgt ja nur aufgrund neuer Überzeugungen, die wir immer auch als Erkenntnisse (im schlichten Sinn wahrer Überzeugungen) ansehen. Die These, nach einem solchen realistischen Wahrheitsbegriff sei Wahrheit unerkennbar, haben wir schon oben widerlegt. Das Wissen, das man bei der Kritik dieses Wahrheitsbegriffs fordert, ist so etwas wie ein perfektes Wissen, eine untrügliche Überzeugung, die es aber im empirischen Bereich nicht gibt. Frege sagt: „Mit dem Schritte, mit dem ich mir eine Umwelt erobere, setze ich mich der Gefahr des Irrtums aus“.<sup>29</sup>

5. Goodmans Problem bestand darin, wie man sinnvoll von der einen Welt reden könne, wenn es über ihre Beschaffenheit konkurrie-

rende Theorien gibt, von denen wir keine als die richtige auszeichnen können, und sich alle Eigenschaften, die wir der Welt zuschreiben, als theorienrelativ erweisen. Wie wir schon im Abschnitt III betont haben, kann man von „konkurrierenden“ Theorien aber nur dann sprechen, wenn sie die gleiche Realität (oder den gleichen Realitätsausschnitt) beschreiben. Goodmans Antwort, jede Theorie beschreibe ihre eigene Welt, löst das Problem also nicht, denn danach gibt es von vornherein keine konkurrierenden Theorien. In der Mathematik kann man sagen, eine Theorie definiere ihren Gegenstand. Verschiedene geometrische Theorien definieren z.B. verschiedene geometrische Strukturen und beschreiben sie also trivialerweise richtig. Für Theorien über die Welt gilt das nicht: Sie definieren ihren Gegenstand nicht, weil sie revidierbar sind. Daß wir die Welt immer nur mit einer Sprache und mit einer Theorie beschreiben können, daß wir sie dabei mit den Begriffen dieser Sprache und Theorie beschreiben, und ihr in diesem Sinn sprach- und theorienrelative Eigenschaften zusprechen, ist ebenso trivial wie, daß wir die Lage eines Körpers nur relativ zu einem Koordinatensystem und einer Längeneinheit angeben können. Daraus folgt nicht, daß man nicht von *der* Lage eines Körpers reden könnte, denn die Angaben in verschiedenen Systemen lassen sich ineinander übersetzen: jede Ortsangabe gibt also *den* Ort des Körpers in ihrem Bezugssystem an. Die Tatsache, daß zwei konkurrierende Theorien dieselben Beobachtungen erklären, ist zunächst auch kein Problem: Vertritt ein Detektiv die Hypothese, daß ein Mord von einem älteren Mann begangen wurde, der andere die Hypothese, daß dafür zwei junge Frauen verantwortlich sind, und sind beide Hypothesen mit allen gegenwärtig vorliegenden Indizien verträglich, so sagen wir nicht, die Detektive redeten von verschiedenen Morden, und das gilt auch dann, wenn man annimmt, es werde sich nie entscheiden lassen, wer von beiden recht hat. Gibt es zwei Theorien über die Welt, die sie verschieden beschreiben, so kann man zunächst hoffen, daß künftige Erfahrungen zeigen werden, welche von ihnen richtig ist (falls nicht beide falsifiziert werden). Daß sie sich in alle Zukunft gleich gut bewähren werden, ist nur dann sicher, wenn sich die Sprachen, in denen sie formuliert sind, so ineinander übersetzen lassen, daß die Theoreme der einen in solche der anderen übergehen und außerdem für alle Sätze gilt, daß sie mit ihren Übersetzungen analytisch äquivalent sind. Denn entsprechende Sätze, die künftige Beobachtungsergebnisse beschreiben, müssen ja in beiden Sprachen notwendigerweise denselben Wahrheitswert haben, wenn sich die Theorien an ihnen gleichermaßen bewähren wollen. Das besagt aber, daß die entsprechenden Sätze analytisch äquivalent sind. Dann sind die Theorien aber nicht inhaltlich verschieden.<sup>30</sup> Man kann also nicht beweisen, daß es konkurrierende

Theorien gibt, zwischen denen wir auch durch alle künftigen Erfahrungen nicht entscheiden können. Andererseits ist es aber möglich, daß es zwei solche Theorien gibt. Ist das nun nicht schon ein hinreichender Grund für die Behauptung, die Rede von der einen Welt sei sinnlos? Die bloße Möglichkeit ist zwar nur ein schwacher Grund für diese Behauptung, aber der Realist muß doch die These vertreten, daß von mehreren konkurrierenden Theorien – also Theorien über denselben Realitätsausschnitt – höchstens eine wahr sein kann; andernfalls könnte er kaum von *der* Beschaffenheit der Welt (oder dieses Ausschnittes) reden.<sup>31</sup> Da die Welt einem realistischen Realismus zufolge prinzipiell erkennbar ist, ist auch prinzipiell erkennbar, welche von zwei konkurrierenden Theorien richtig ist – falls überhaupt eine von ihnen zutrifft. Das heißt freilich nicht, daß man das tatsächlich einmal erkennen wird.

Analoges gilt für das Problem von Carnap: Es ist richtig, daß wir Fragen über die Beschaffenheit der Welt immer nur in einer Sprache stellen und beantworten können und dabei gewisse ontologische Voraussetzungen machen, die sich mit ihr verbinden. Von der Geltung dieser Voraussetzungen sind wir überzeugt, sonst würden wir die Sprache nicht verwenden. Sie bleiben aber revidierbar, ebenso wie die Sprache selbst. Die ontologischen Voraussetzungen sind natürlich nicht falsifizierbar durch Beobachtungen, deren Resultat wir in Sätzen dieser Sprache formulieren, aber wir haben schon gesehen, daß neue Erfahrungen eine Änderung der Sprache motivieren können: auch eine Sprache kann sich wie gesagt bei der Beschreibung von Erfahrungen mehr oder weniger gut bewähren. Nun ist wiederum nicht auszuschließen, daß es zwei Sprachen mit verschiedenen ontologischen Voraussetzungen geben könnte, die sich auf Dauer beide gleich gut bewähren. Der Realist wird aber annehmen, daß sie dann ineinander übersetzbar sind, so daß sich in ihnen auch wieder (bis auf Synonymität) höchstens eine wahre und vollständige Beschreibung der Welt angeben läßt.

Ein realistischer Realismus, wie er hier skizziert wurde, trägt dem Anliegen von Goodman und Putnam Rechnung, eine Konzeption von Welt auszuschließen, die eine prinzipielle Unerfahrbarkeit, Unerkennbarkeit und Unbeschreibbarkeit der Welt zuläßt oder gar impliziert. Goodmans These von einer Pluralität von sprach- und theorienabhängigen Welten ist aber weder die einzige, noch die richtige Alternative zu dieser Konzeption. Und Putnams Gedanke, die Einzigkeit der Welt mit ihrer Erkennbarkeit und Beschreibbarkeit zu verbinden, indem er die Welt als das bestimmt, was die ideale Theorie beschreibt, ist ebenfalls keine brauchbare Alternative: Definiert man die ideale Theorie als vollständige und richtige Beschreibung der Welt, so kann man zwar unter Bezugnahme auf sie Welt und Wahrheit korrekt bestimmen, aber man

kann diese ohne offensichtliche Zirkularität so nicht definieren. Und lassen sich umgekehrt Welt und Wahrheit durch die ideale Theorie zirkelfrei definieren, so ergibt sich, wie wir sahen, eine rein konventionalistische Deutung von Wirklichkeit und Wahrheit.

---

#### ANMERKUNGEN

- <sup>1</sup> Präziser ist eine Formulierung, die sich auf Sätze bezieht: *O* sei eine Sprache, deren Sätze Sachverhalte aus *O* ausdrücken. Ebenso sei *S* eine Sprache über Sachverhalte aus *S*. Dann sind *O* und *S* im angegebenen Sinn voneinander unabhängig, wenn jede konsistente Satzmenge von *O* mit jeder konsistenten Satzmenge von *S* verträglich ist.
- <sup>2</sup> Vgl. dazu auch Kutschera (1981), Kap. 8.
- <sup>3</sup> Bei Kant ergibt sich die Annahme eines Dings an sich (einer objektiven Wirklichkeit im Sinn des starken ontologischen Realismus) aus seiner Rede von den Erscheinungen als dem Material der Erfahrung, da Erscheinungen immer Erscheinungen von etwas sind – er behandelt sie dann freilich nicht als Erscheinungen des Dings an sich oder von sonst etwas, sondern schlicht als Sinnesdaten. Da sich nach Kant der Kausalitätsbegriff nur auf Erfahrungen bezieht, kann er auch nicht behaupten, die Wirklichkeit an sich sei Ursache der Erscheinungen, ihre Annahme erklärt also weder deren Beschaffenheit noch ihre Existenz. Streicht man das epistemologisch funktionslose Ding an sich, so verliert seine Philosophie den skeptischen Anstrich; die Realität ist dann eben das, was sich uns in der Erfahrung zeigt.
- <sup>4</sup> Dummett spricht von einem Realismus bzgl. Satzklassen, aber es ist wohl geschickter, das Wort „realistisch“ auf Sprachen (oder Teilsprachen) zu beziehen.
- <sup>5</sup> Das Beispiel zeigt nur, daß man das „genau dann, wenn“ in *T* nicht im Sinne einer klassischen Äquivalenz deuten kann, die nur für wahrheitsdefinite Argumente erklärt ist. Dummetts Einwand ist mit der Paradoxie des „Lügners“ verwandt: Man zeigt hier zunächst in bekannter Weise, daß der Satz: „Dieser Satz ist falsch“ weder wahr noch falsch sein kann, und fügt dann hinzu: Hat der Satz keinen Wahrheitswert, so ist er nicht wahr, also trifft das zu, was er behauptet, also ist er wahr, so daß auch die Annahme seiner Indeterminiertheit zu einem Widerspruch führt. Vgl. dazu aber Kutschera (1985), 7.5.
- <sup>6</sup> Der Aufsatz (1975) ist als 1. Kapitel in (1978) abgedruckt.
- <sup>7</sup> H. Putnam gibt in (1978), S. 130ff. ein analoges Beispiel an, bei dem die Geometrien auch über Objektbereichen verschiedener Kardinalität interpretiert sind, so daß auch diese theorienrelativ ist.
- <sup>8</sup> Goodman (1975), S. 58.
- <sup>9</sup> Es können natürlich auch mehrere Gegenstände sein, der Einfachheit halber reden wir aber von *dem* Gegenstand einer Beschreibung.
- <sup>10</sup> Von pathologischen Fällen wie „Dieser Satz ist falsch“, bei denen der Gegenstand mit der Beschreibung identisch sein soll, können wir hier absehen.
- <sup>11</sup> Goodman (1975), S. 69.
- <sup>12</sup> Vgl. z.B. Putnam (1981), S. 49.

- <sup>13</sup> Putnam formuliert das Argument etwas anders. Er fordert, daß *I* mit der Aussage verträglich ist, es gebe genau *N* Objekte, wo *N* die Anzahl der Objekte der „wahren Welt“ im Sinne des Realismus ist – *N* kann auch unendlich sein. Dann folgt aus der Konsistenz von *I* wieder die Existenz einer Interpretation *M*, die *I* erfüllt, nach dem Satz von Löwenheim und Skolem also die Existenz einer Interpretation *M'* über der Menge der Objekte der „wahren Welt“, die *I* erfüllt, also wieder eine intendierte Interpretation von *I* ist. Gibt es aber eine intendierte Interpretation von *I* über der Menge dieser Objekte, so kann *I* auch für den Realisten nicht falsch sein.
- <sup>14</sup> Für eine teilweise ähnliche Kritik an diesem Argument Putnams vgl. z.B. Koethe (1979), Pearce und Rantala (1982) und (1982a) sowie Glymour (1982).
- <sup>15</sup> In Putnam (1978) als vorletztes Kapitel.
- <sup>16</sup> Abgedruckt ebenda als letztes Kapitel.
- <sup>17</sup> Putnam spricht zwar nicht von einer Theorie der Bedeutung, sondern des Sprachverstehens, weil für ihn die Bedeutung eines Terms auch seinen Bezug einschließt, nachdem man aber (im Sinne des normalen Sprachgebrauchs) eine Sprache versteht, wenn man die Bedeutungen ihrer Sätze kennt, wollen wir hier von einer Bedeutungstheorie reden – auch Putnam tut das zwischendurch immer wieder.
- <sup>18</sup> Vgl. Reichenbach (1938). § 7.
- <sup>19</sup> Überzeugender wird diese Passung subjektiver Annahmen und objektiver Tatsachen in der Evolutionären Erkenntnistheorie begründet.
- <sup>20</sup> Die Nichtunterscheidung von Sachverhalten und Sätzen ist sowohl bei Reichenbach wie bei Putnam deutlich. Reichenbach spricht von *propositions* und versteht darunter einmal Sätze, einmal Sachverhalte, und Putnam redet unbefangen von der Wahrscheinlichkeit von Sätzen.
- <sup>21</sup> In (1982) spricht Putnam noch vager von Akzeptierbarkeit unter optimalen Bedingungen. Bei der naheliegenden, von Putnam aber wohl kaum intendierten Deutung wäre Allwissenheit die optimale epistemische Bedingung. Dann würde tatsächlich Wahrheit mit Akzeptierbarkeit zusammenfallen.
- <sup>22</sup> Auf eine mögliche Trivialisierung dieser Forderung gehen wir im vierten Einwand ein.
- <sup>23</sup> Zur Problematik dieses wie anderer, anspruchsvollerer Wissensbegriffe vgl. Kutschera (1981), Kap. 1.
- <sup>24</sup> Die Begriffe prinzipieller Erfahrbarkeit und Erkennbarkeit sind dabei sehr weit zu fassen: Prinzipiell erfahrbar ist all das, was Menschen unter geeigneten Bedingungen und mithilfe von passenden Apparaten direkt oder indirekt (z.B. durch Ableitung von Meßinstrumenten) beobachten können. Prinzipiell erkennbar ist all das, was sie aufgrund von Erfahrungen über die Welt (deduktiv oder induktiv) erschließen könnten.
- <sup>25</sup> Man könnte im Sinne Kants auch sagen: ‚Welt‘ ist eine regulative Idee, die begrifflich nicht vollständig bestimmbar ist, sondern den Gegenstand möglicher weiterer Bestimmungen bildet.
- <sup>26</sup> Daß wir die Welt nur begrifflich bestimmen können, zeigt sich schon darin, daß wir sagen, sie bestehe aus gewissen Objekten, die bestimmte Attribute haben, oder sie sei eine Menge von Tatsachen, d.h. von bestehenden Sachverhalten. (Reale) Attribute lassen sich wohl nur so von Begriffen als Prädikatbedeutungen unterscheiden, daß man sie als jene Begriffe bestimmt, die richtige Theorien über die Welt verwenden. Ebenso wären (reale) Sachverhalte als Propositionen zu definieren, die sich in der Sprache einer solchen Theorie ausdrücken lassen.
- <sup>27</sup> Die Intension eines Prädikats, die man in einer ersten, groben Näherung als seine Bedeutung ansehen kann, legt seine Extension (seinen Umfang) in allen möglichen Welten fest. Daraus ergibt sich erst sein tatsächlicher Umfang, wenn man weiß, welche der möglichen Welten die wirkliche ist. Die Intension bestimmt also nur zusammen mit den Tatsachen (die unsere Welt ausmachen) die tatsächliche Extension des Prädikats.

- <sup>28</sup> Man kann das Wort „Sprachgebrauch“ natürlich so weit verstehen, daß er alle tatsächlichen Umstände umfaßt, unter denen die Sprache gebraucht wird, also alle Tatsachen. Dann hängt der Bezug aller Terme in der Tat nur vom Sprachgebrauch ab und dieser bestimmt die Welt über die wir reden. An der Sache ändert diese neue Terminologie aber nichts.
- <sup>29</sup> Kleine Schriften, hg. J. Angelelli, Darmstadt 1967, S. 358.
- <sup>30</sup> Das gilt nicht nur für die Sätze der Beobachtungssprache, denn erstens läßt sich die Beobachtungssprache nicht streng von der theoretischen trennen – auch sie ist theoriebeladen – und zweitens ist auch die theoretische Sprache revidierbar: Künftige Erfahrung kann die Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit theoretischer Terme erweisen und zu neuen Annahmen über die theoretischen Entitäten führen.
- <sup>31</sup> Wie wir im Abschnitt IV sahen, charakterisiert Putnam den metaphysischen Realismus u.a. durch die These, es gebe genau eine vollständige und wahre Beschreibung der Welt. Ein realistischer Realismus behauptet demgegenüber nur, daß es (bis auf synonyme Übersetzbarkeit) höchstens eine vollständige und wahre Beschreibung der Welt geben kann.

## LITERATUR

- Carnap, Rudolf: „Empiricism, semantics and ontology“, *Review International de Philosophie* 4 (1950), 20–40; abgedr. in *Meaning and Necessity*, Chicago <sup>2</sup>1956, S. 205–21.
- Dummett, Michael: *Truth and Other Enigmas*, London 1978.
- Dummett, Michael: „Truth“, *Proceedings of the Aristotelian Society* n.s. 59 (1959), 141–62; abgedr. in Dummett (1978), S. 1–24.
- Dummett, Michael: „Realism“ (1963); abgedr. in Dummett (1978), S. 145–65.
- Dummett, Michael: „The philosophical basis of intuitionistic logic“, in: H. E. Rose und J. C. Sheperdson (eds.): *Logic Colloquium '73*, Amsterdam 1975, S. 5–40; abgedr. in Dummett (1978), 215–247.
- Dummett, Michael: „Realism“, *Synthese* 52 (1982), 55–112.
- Goodman, Nelson: „The way the world is“, *Review of Metaphysics* 14 (1960), 48–56; abgedr. in Goodman (1972), 24–32.
- Goodman, Nelson: „Words, works, worlds“, *Erkenntnis* 9 (1975), 57–73.
- Goodman, Nelson: *Ways of World Making*, Hassocks (Sussex) 1978.
- Glymour, Clark: „Conceptual scheming or confessions of a metaphysical realist“, *Synthese* 51 (1982), 169–180.
- Koethe, John: „Putnams argument against realism“, *Philos. Review* 88 (1979), 92–99.
- Kutschera, Franz v.: *Grundfragen der Erkenntnistheorie*, Berlin 1981.
- Kutschera, Franz v.: *Der Satz vom ausgeschlossenen Dritten*, Berlin 1985.
- Pearce, David und Veikko Rantala: „Realism and formal semantics“, *Synthese* 52 (1982), 39–53.
- Pearce, David und Veikko Rantala: „Realism and reference: Some comments on Putnam“, *Synthese* 52 (1982), 439–48 (= 1982a).
- Putnam, Hilary: *Meaning and the Moral Sciences*, London 1978.
- Putnam, Hilary: *Reason, Truth and History*, Cambridge 1981.
- Putnam, Hilary: „Why there isn't a ready made world“, *Synthese* 51, (1982), 141–167.
- Reichenbach, Hans: *Experience and Prediction*, Chicago 1938.